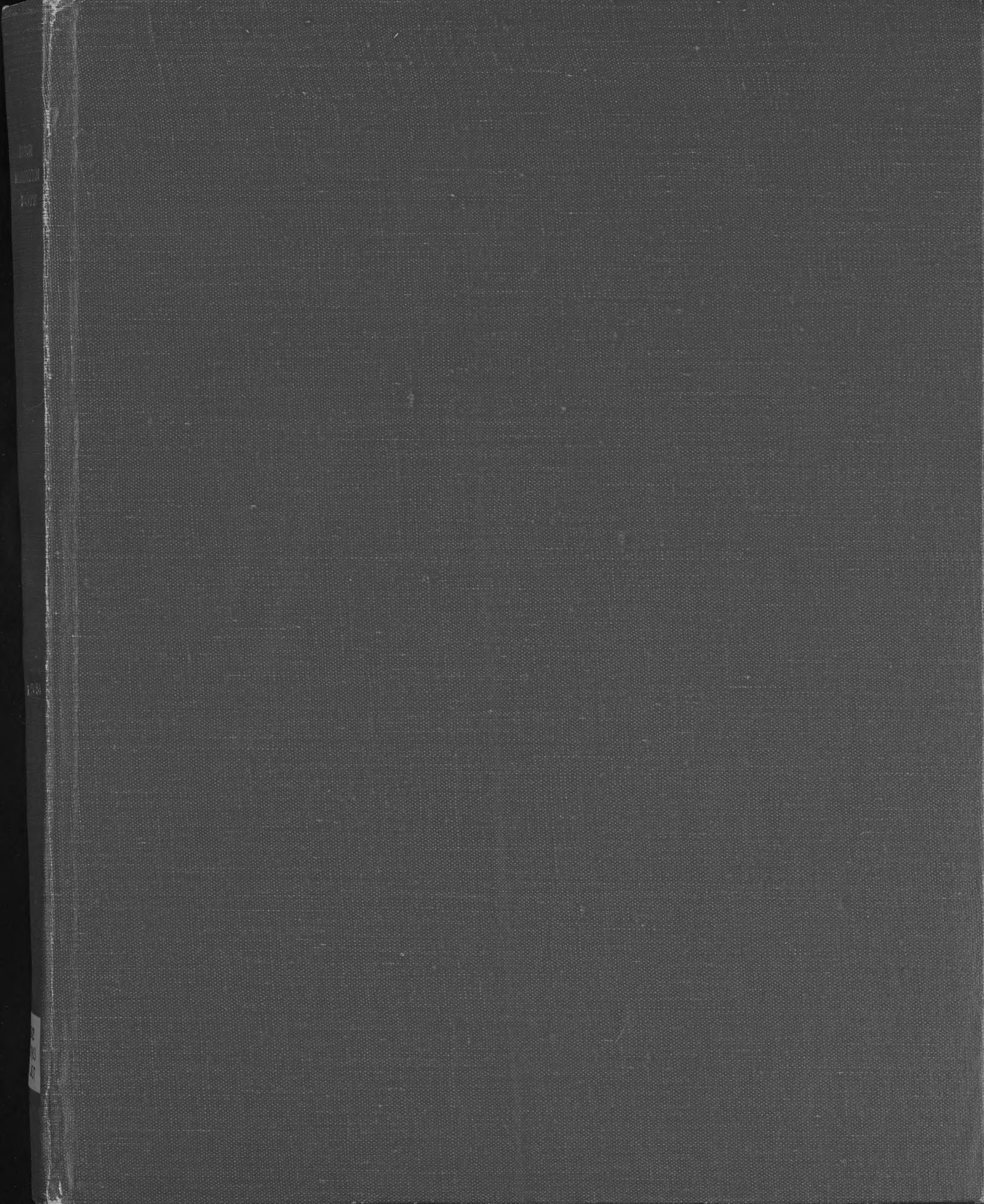
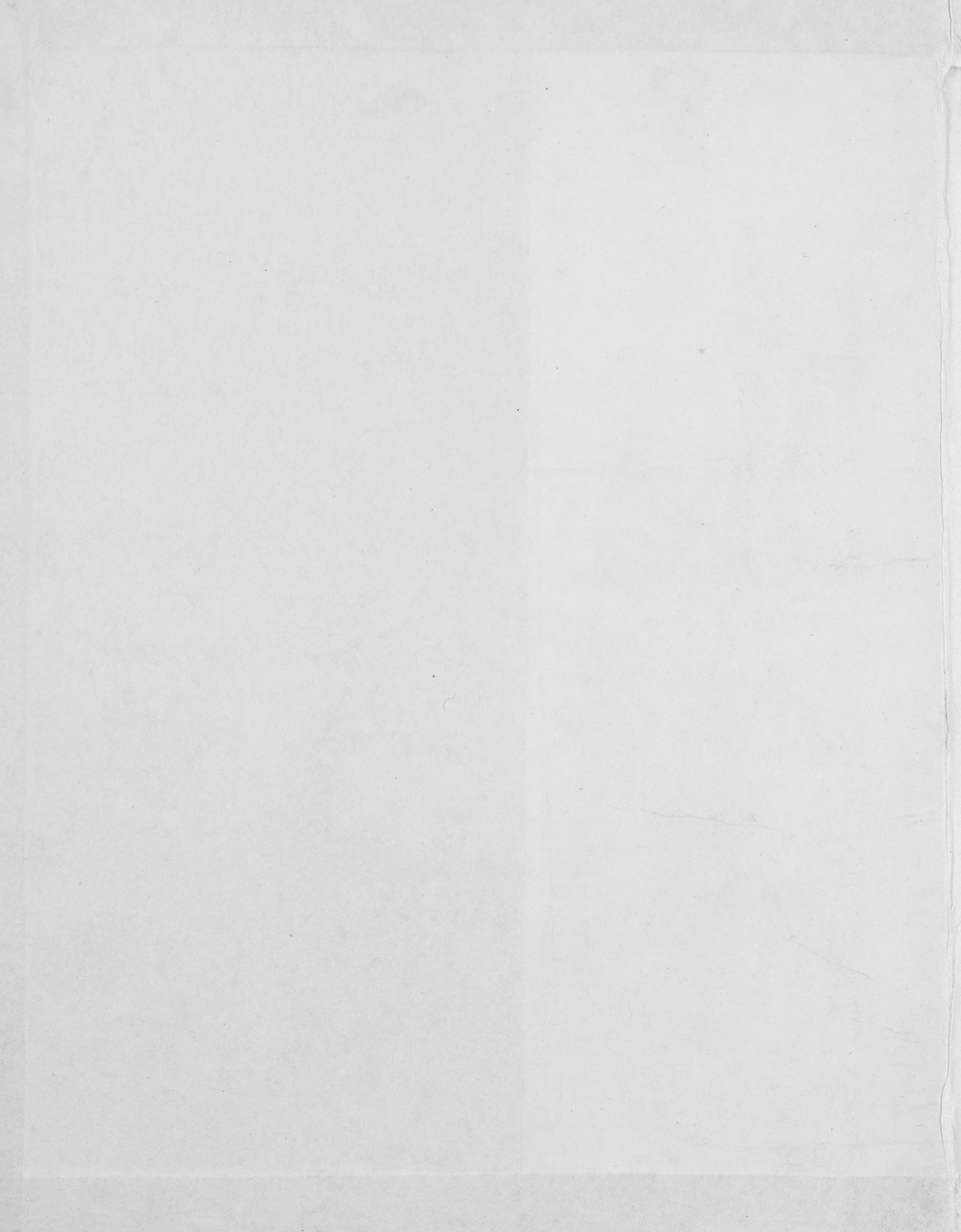
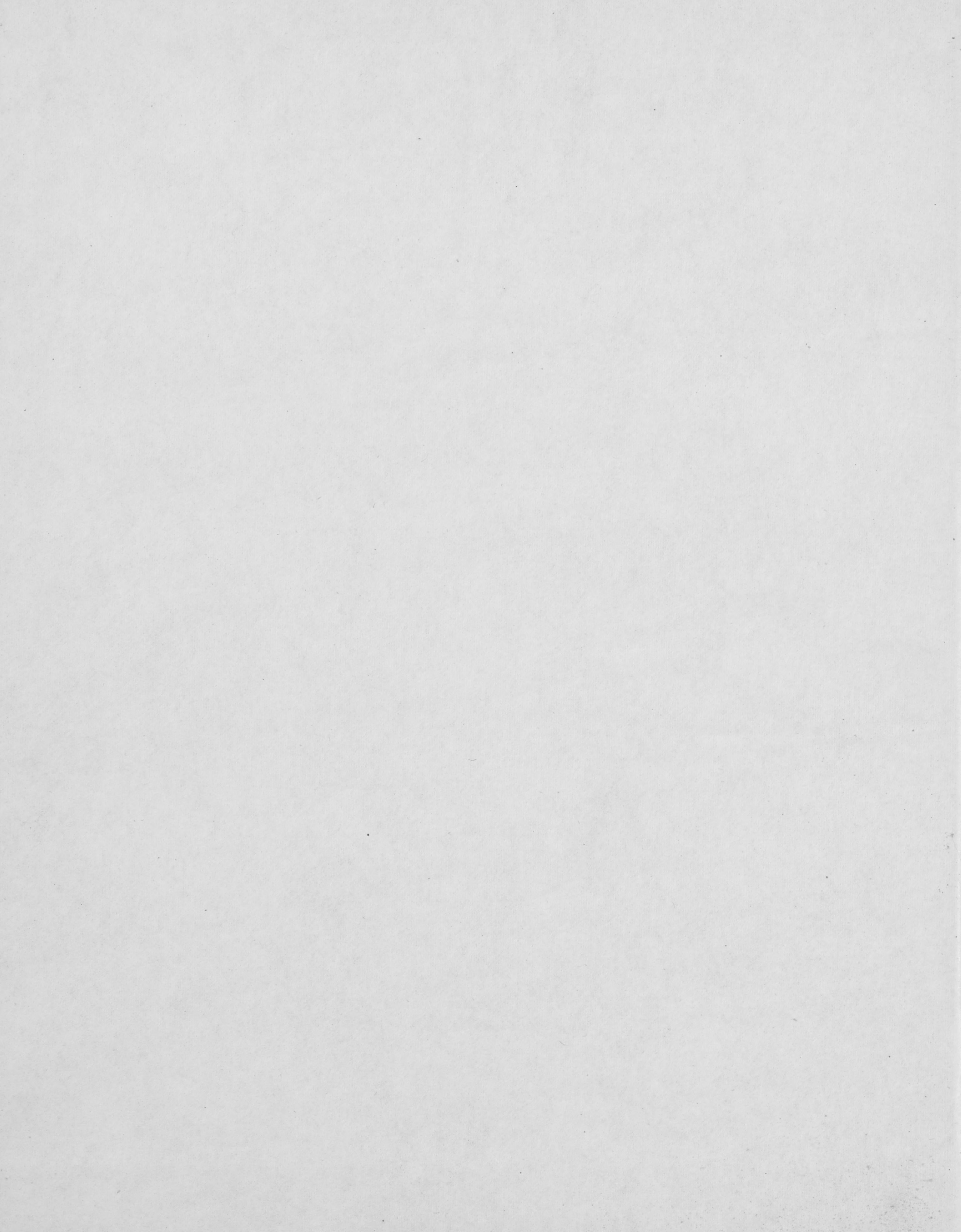








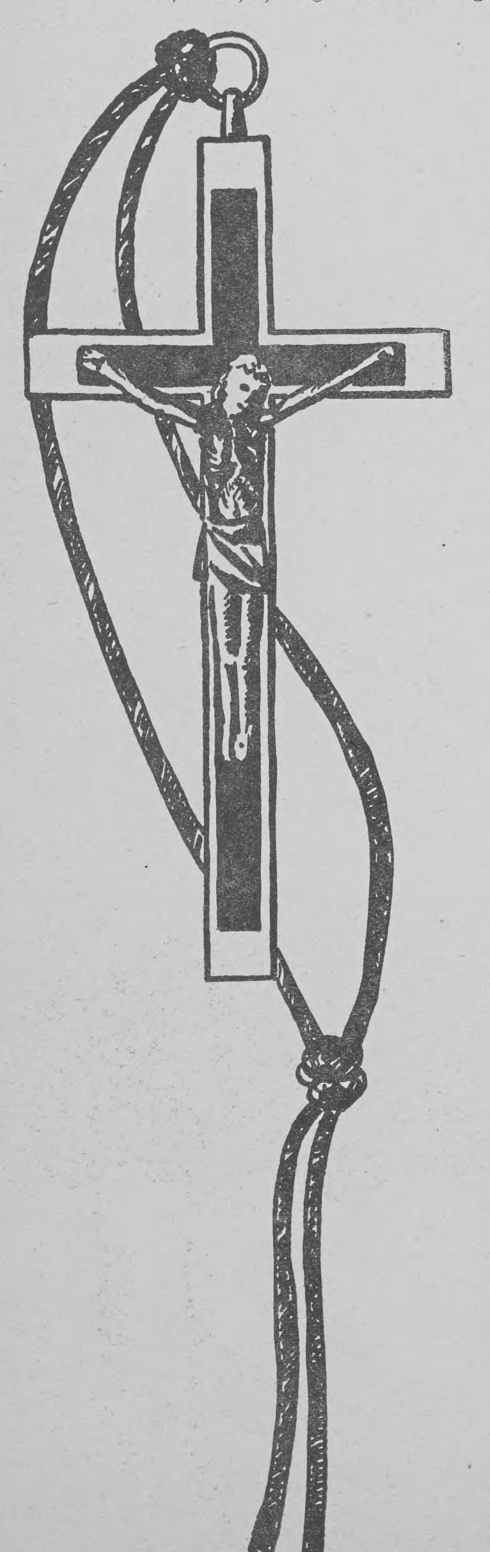
Oktober 1950



DER MARIENBOTE

Marianischer Missionsverein

Der Monat Oktober ist all überall den katholischen Missionen geweiht. Er ist der Rosenkranzmonat, der mit dem hohen Christkönigsfest abschließt. Ihm, dem König der Himmel und der Erden, dient Maria, die hehre Himmelskönigin. Das ganze Erdenrund dem Gott ihrer Liebe, Jesus Christus ihrem eigenen Sohn, zu gewinnen, ist Marias Beten und Marias Verlangen. Die katholische Kirche hat einen der Oktobersonntage zum Missionssonntag erhoben. Unter Marias Schutz sucht die Kirche ihre Missionsarbeit zu stellen, denn wo Maria segnet, da muß das Werk gelingen.



Denkt an den Missionssonntag, liebe Mitglieder des Marianischen Missionsvereins. Wir wollen die Welt für Christus erobern. Wir dürfen dabei jedoch nicht unsere eigene Seele vergessen.

Wer dem Marianischen Missionsverein beitritt tut Missionsarbeit in Christi großer Welt, und er leistet Missionsarbeit an seiner eigenen Seele. Die Mitglieder sind ja doch verflichtet, jeden Tag drei Gegrüßet seist du Maria für die katholischen Missionen zu beten und jedes Jahr zur Unterstützung der Erziehung von Missionspriestern einen Dollar Mitgliedsbeitrag zu zahlen. Durch diese Verflichtungen nehmen sie am Weltwerk der katholischen Mission teil.

Für alle Mitglieder wird tagtäglich, so lange der Oblatenorden besteht, eine heilige Messe gelesen. Und die Frucht dieser täglichen heiligen Messe leistet Missionsarbeit an der Seele der Mitglieder. Jesus segnet, verzeiht und heiligt selbst, denn alles was durch die heilige Messe in unsre Welt der Sünde und des Jammers kommt, stammt von Christus, dem Opferlamm und dem wirklichen Priester des hochheiligen Messopfers.

Jetzt ist es wieder Herbst. Das Mitgliedgeld soll jetzt wieder erneuert werden. Schickt es bitte ein. Und bitte nicht zu vergessen: Der Marienbotenpater wohnt jetzt in Battleford. Alle Post von nun ab nicht mehr nach Cosine, sondern an Pater H. Krawitz, Marian Press Box 249, Battleford, Sask. zu senden.

Wer Leben hat, muß Leben geben. Pflanze, Tier und Mensch haben Leben von Gott erhalten, damit sie es an andere weitergeben.

Der Mensch hat zu seinem Leben des Körpers noch das Leben der Ewigkeit erhalten. Wie Christus dieses Leben auf Erden zu verbreiten kam, so ist auch dem Christen das übernatürliche Leben geschenkt, damit er es verbreite.

Wer die katholische Mission unterstütz, verbreitet Christenleben auf Erden. Tritt dem Marianischen Missionsverein bei, damit auch du Gelegenheit findest, Gottes Lob und Gottes Ehre über alle Meere und Berge zu tragen

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

19. Jahrgang 15. Oktober 1950, North Battleford, Sask. No. 1

Dies und Das

Ein neues Jahr

Mit dieser Nummer beginnt der kleine Marienbote seinen neunzehnten Jahrgang. Gerade gestern erhielten wir wieder ein Schreiben, in dem einer unserer Leser seinen Wunsch ausdrückt, sich noch lange des Marienboten erfreuen zu können. Wie lange noch? Das wissen wir nicht. Es steht in Gottes Händen. Und es hängt vom guten Willen unserer Katholiken ab. Wir wissen ja, daß der Marienbote heute das letzte katholische Blatt deutscher Sprache in Kanada ist. Die Alten sterben dahin, und mit den alten, treuen Pionieren verliert unser Bote auch immer mehr seiner Leser.

Nun ist es wieder Herbst geworden, lieber Leser. Denke an den Marienboten und sende des Lesergeld pünktlich ab. Wie wäre es, wenn man zu seinem eigenen Lesergeld noch einen oder zwei neue Leser gewänne? Es ist wahr, unser Blatt gibt nicht so viel wie andere Zeitungen und Schriften. Wir sind ganz besonders mager an weltlichen Nachrichten. Wir bringen Dinge, die der Welt Gottes, die der Welt des Geistigen und des Religiösen angehören. Wir sind nämlich der Meinung, daß eigentlich doch nur eines wichtig ist, und das ist der Seele Leben in Gott, in der Wahrheit Gottes und im Frieden Gottes.

Draußen in der weiten Praerie haben wir unsere Kirchen, und dort haben wir unsere Friedhöfe. Da liegen sie alle, die wir einmal kannten. Wir sahen sie leben und wir sahen sie an den großen Zwistigkeiten der Welt teilnehmen. Worum streitet man sich immer und ewig? Was haben alle diese Meinungsverschiedenheiten, was haben alle die zu weltlichen Dinge genutzt? Da liegen sie nun alle, Freund und Feind, alt und jung, still und friedlich nebeneinander. Und wenn sie zu uns reden könnten, würden sie uns sagen: Eines nur ist wichtig, und das ist Gott, der große Meister des Lebens, das da ewig währt und das ganz unabhängig ist von den Meinungen und den Plänen der Menschen.

Die allermeisten unserer Leser haben erkannt, worum es uns geht. Sie danken uns in freudigen Worten für die Richtung in die Seele und hoch hinauf zu Gott, die wir ihnen zu geben suchen. Gottes Gericht wird einmal kommen. Mag dieses Gericht auch ausfallen wie es will, dem Marienboten wird Gott wohl ganz gewiß nicht vorwerfen, daß er sich in den Dienst der Welt gestellt habe, daß durch ihn neue Verwirrung in diese mit sich selbst verworfene Welt gekommen sei, daß auch er nicht Licht, sondern das trügerische Strahlen künstlicher und betrügender Erdenlampen vor die Menschen getragen habe.



Der Rosenkranzpater Peyton

Nun ist es Herbst. Vergessen wir unseren Marienboten nicht. Halten wir ihm die Treue, der Welt und ihrer verworrenen Ansichten zum Trotz. Im vorigen Jahrhundert hatte man das Ende alles Katholischen vorausgesagt. Auch das zwanzigste Jahrhundert sprach und spricht immer noch vom Sterben der Kirche. Inzwischen vermodern die Leiber der Propheten in ihren kalten Gräbern, während die Kirche weiterlebt. Sie lebt, weil sie von Gott ist. Sie wird leben, selbst nachdem der kleine Marienbote dahingegangen sein wird. Wie jedoch das Leben jener sich gestalten wird, die unsere Marienbotengedanken für überflüssig halten, wissen wir nicht zu sagen. In der anderen Welt richtet Gott.

Wohl dem, der hier auf Erden schon nach dem Maße Gottes richtet.

Rosenkranzkreuzzug. Nun sind zwei Jahre seit dem großen Rosenkranzkreuzzug hier in Saskatchewan vergangen. Haben wir unsere Versprechen gehalten? Wird der Familienrosenkranz treu und pünktlich, fromm und gläubig gebetet? Vergessen wir nicht, daß der versprochene Rosenkranz Mittel und Werkzeug für die Erreichung zweier großer Ziele ist: Erstens soll er uns helfen, die Sünde in eigener Brust und in der Welt zu vernichten. Zweitens: Er soll uns wieder in ganz persönliche Verbindung mit Gott bringen.

Unsere Welt nimmt die Sünde nicht mehr ernst. Eine Sünde mehr oder weniger zählt einfach nicht. Man kann ja wieder beichten.

Stimmt so ein Denken? Ist es wirklich ganz gleich, ob man zehn oder ob man elf Sünden auf dem Gewissen hat? Ist das Beichten so ein Wunderding, wodurch alles, aber auch alles wieder gut gemacht werden kann?

Das Beichten kann wohl vor der ewigen Höllenstrafe befreien. Geradeaus in den Himmmel führt es jedoch nicht. Zwischen dem Beichten und dem Himmel liegt immer noch das Fegfeuer oder der Reinigungs- und Heiligungsort. Nichts Unreines darf in den Himmel hinein, nichts. Wer zu Gott will, muß mehr in sich haben als nur die heiligmachende Gnade. Er muß durch die Gnade bereits heilig gemacht worden sein.

Heilig ist, wer in allem Gottes Willen erfüllt. Auf dem Wege zur Heiligkeit ist, wer sich hier auf Erden schon zu reinigen beginnt. Wer nicht nur beichtet, sondern sich auch ununterbrochen bessert,

und zwar sich nicht nur menschlich bessert, sondern religiös und übernatürlich. Wer an Frömmigkeit, an Gottes- und Nächstenliebe zunimmt, so daß er Gott immer ähnlicher wird, das ist der wahrhaft christliche Mensch.

Wir sind auf Erden, um Gott zu ehren und zu verherrlichen. Nur der gottähnliche Mensch ist im Stande, aus seinem Leben eine ununterbrochene Gottesverherrlichung zu machen. Wer die Sünde nicht ernst nimmt, wer da meint, er könne ja beichten, kann wohl in den Stand der Gnade zurückkommen. Wo ist jedoch sein Eifer, recht viele Stunden seines Lebens dem Herrn zur Ehre zu verbringen? Jede verlorene Stunde ist dahin. Sie wird einmal nachgeholt werden müssen. Und zwar entweder in der Hölle, wo der Mensch Gottes Gerechtigkeit verherrlichen wird - ob er will oder nicht -, oder im Fegfeuer, wo wir zur Buße geführt, wo wir gereinigt, geläutert und geheiligt werden nach den Grundsätzen der Leiden von Golgatha. Nach den Grundsätzen jener erlösenden und heiligenden Leiden, die uns hier auf Erden angeboten werden, auf daß wir werden wie Christus der Gekreuzigte und der Gottverherrlichende.

Fremd sind uns derartige Gedanken geworden. Und doch sind gerade sie die Seele alles Christentums. Zweck und Sinn des großen Rosenkranzkreuzzuges war, uns zu diesem Denken zurückzuführen. Im Christentum, wie es von der katholischen Kirche gelehrt wird, darf es keine Halbheiten geben. Wir sehen ja, was wir durch unsere Halbheiten erreicht haben. Wir sind nichts, kein Friede ist in uns, keine Sicherheit besteht um uns herum, und die Welt zieht die uns versprochenen vollen Brotkörbe immer weiter von uns fort. Blind laufen wir diesen Brotkörben nach und merken nicht, wie wir mit den irdischen Gütern auch immer mehr an Gott verlieren.

Früher waren die Leute ganz persönlich Freund mit Gott. Sie sprachen zu Ihm, wie man mit seinem Nachbarn redet. Sie planten alles nach den Gesetzen des Willen Gottes, und sie redeten und dachten nach der Sprache und nach den Gedanken des Herrn.

Heute ist die Welt an Gottes Stelle getreten. Wo man in der Familie die Leidensgeschichte unseres Heilandes las, liegen heute die weltlichen Zeitungen. Wo der Vater früher den Katechismus erklärte, spricht und singt und erklärt heute das Radio die Weltendinge. Wo man früher die Sonntagsnachmittagstunde in der Vesperandacht verbrachte, gibt man sich heute den Lustbarkeiten der Welt - und der Sünde hin. Wo man früher auf die Hilfe des Kreuzes hoffte, baut man heute alles Vertrauen auf Geld und Gut. Wo man in alten Tagen die acht Seligkeiten auswendig kannte und in ihnen selig zu werden suchte, spricht man heute von den acht Unseligkeiten der Armut, der Friedfertigkeit, der Trauer, der Sanftmut Barmherzigkeit, Verfolgung, Reinheit, und des Hungern und Dürstens nach der Gerechtigkeit, die da Gott gibt, was Gottes eigen ist.

O wir sind weltlich geworden. Weltlicher als wir es glauben.

Durch den Rosenkranzkreuzzug, wollten wir mit dem Weltlichen brechen. Wir wollten wieder beten lernen. Und zwar so beten, daß wir uns durch unser Beten zum Denken an Gott anleiten, und durch das Denken zu einem neuen, religiösen Urteilen über Leben und Weltdinge gelangen. Wir erwählten den Rosenkranz, da doch der sicherste Weg zurück zu Jesus Christus durch Maria geht. Marias Rosenkranz führt uns nicht nur zum neuen Denken, durch den Rosenkranz wird uns auch Marias allerpersönlichste Hilfe zuteil. Der Weg vom Irdischen zum Himmlischen, vom Sündhaften zum ehrfürchtigen Gottesdienst ist schwer. Wir allein sind zu schwach, ihn zu wandeln. Gottes Gnade ist uns bitternotwendig.

Maria, die Mutter der Gnaden, hilft. Halten wir nur treu an unserem Versprechen, das wir vor zwei Jahren gegeben haben. Beten wir unseren Familienrosenkranz fromm und gläubig. Beten wir ihn mit stillem Nachdenken über die Geheimnisse aus dem Leben Jesu und Marias, die der Rosenkranz vor unsere Seelen legt. Dann muß die Gnade kommen, und mit der Gnade auch der Bruch mit der Sünde und die Heiligung in Gott, den zu verherrlichen wir geboren sind.

- Der Schriftleiter

„Wer ein großes Schicksal erlitten, trägt die Last einer besonderen Erwählung. Er hat nicht irgendwie etwas zu tun, sondern die Krone, die ihm geschenkt ist, würdig zu tragen."

Aus einem Brief schlesischer Priester

Hero und Leander

von Paul Keller

Eine Eselsgeschichte aus Altenroda

Die beiden Esel hießen Hero und Leander. Esel haben oft hochtrabende Namen. Der Kutscher von Hero und Leander hieß Dröselmann. Alle drei waren städtische Angestellte von Altenroda.

Hero und Leander hatten einen kleinen Wagen durch die Anlagen der Stadt zu ziehen, Müll abzufahren, manchmal etwas Gartengerät herbeizuschaffen, auch ein Fuderlein Sand oder Dünger zu befördern, und sie taten unter Führung ihres Kutschers Dröselman das alles in gemessener, durchaus unüberhasteter Weise. Niemals gingen sie am „Bleiernen Hecht" vorüber. Sie blieben vor dem Wirtshaus stehen und zwangen förmlich ihren Kutscher, einzukehren und seinen Schnaps zu trinken. Ein paarmal kam es dann vor, daß die Esel mit dem Wagen allein weiterfuhren und den Grünzeughändlern ihre Geschäftsauslagen wie Kohlköpfe und Möhren, die vor der Tür ausgestellt waren, auffraßen, was Anlaß zu Geschimpfe und Beschwerden gab. Das alles aber war den Eseln egal. Sie hatten wenig Rechtlichkeitssinn.

Auch an der ersten Promenadenbank blieben die Grauen immer halten. Diese Bank hieß „Neubergers Ruh". Professor Neuberger hatte viel Verdienste um die städtischen Anlagen von Altenroda, so daß man ihn durch Anbringung einer Tafel geehrt hatte, welche der ersten Promenadenbank seinen Namen gab. Seit sich der zerstreute Gelehrte einmal auf ein Butterbrot gesetzt hatte, das ein Kind auf der Bank liegen gelassen hatte, versäumten humorliebende Gymnasiasten nie, auf dem Schulwege eine Butterstulle auf „Neubergers Ruh" als Falle zu deponieren, was den hellen Hosen des Professors noch verschiedentlich häßliche Flecken einbrachte.

Die beiden Esel Hero und Leander aber lungerten jeden Morgen auf das, was die anderen Esel, die nun in der Schule festsaßen, auf der Bank hinterlassen hatten. Lohnte sich der Fund, dann machte Dröselmann Halt, kratzte alle Butter mit dem Messer in eine Stullenecke zu einem Schlemmerbissen für sich selbst zusammen und verfutterte das Brot an seine Getreuen. Als die Gymnasiasten von solchem Tun Wind bekamen, ärgerten sie sich und schwuren Dröselmann und seinen Langohren Rache. —

An einem wunderschönen Juni-Nachmittage hatte sich Drösel-

Mutter und Kind

Von Hans Eschelbach

Die Nächte, die ich für dich durchwacht,
Die Opfer, die ich für dich gebracht,
All' die Gebete, die uns vereint,
Alle die Tränen, um dich geweint:
Wie Boten Gottes aus Himmels Höhn
Werden sie einst vor der Seele dir stehn.
Und wenn man mit Engelszungen auch spricht,
Dich abzubringen vom Wege der Pflicht:
Was deine Mutter dich hat gelehrt,
Was du an ihr geliebt und geehrt:
Halte es heilig und tausch' es nicht ein!
Und lockte es dich aller Kronen Schein
Und lauter Jubel und eitler Tand:
Hält's vor dem Auge der Mutter nicht stand,
Und schien es dir auch wie der Himmel so klar,
So ist es kein Glück, so ist es nicht wahr!
Dann reiße dich von ihm, und macht es dir Schmerzen,
Weine sie aus nur am Mutterherzen,
Und scheint es dir auch, daß nichts mehr dir bliebe:
Eins ist unsterblich — die Mutterliebe!

mann, der ein bißchen lange im „Hecht" gesessen hatte, unter einem Baume, der an der Grenze zwischen Promenade und Eulenwald stand, schlafen gelegt. Die beiden Esel versanken in milde Träumereien. Es war alles so friedlich, daß niemand an die Nähe eines bösen Feindes geglaubt hatte. Und doch schlich er heran und zwar in Gestalt der Obertertianers Müller III. Dieser berühmte Fährtensucher und Krieger, der in seinem Araberstamme den Namen „Vater der Stille" führte (wodurch seine Gewandtheit im Anschleichen angedeutet werden sollte), hatte vom Eulenwalde aus das Gespann und den schlafenden Kutscher erspäht und sich sofort angeschlichen, um festzustellen, ob Dröselmann auch wirklich schlafe und ob da irgend etwas zu machen sei.

Der Eselmann Leander öffnete das linke Auge zu einem Blinzeln, stellte auch das linke Ohr etwas senkrecht und versuchte mit einem kleinen Schnaufer des linken Nasenloches nach der Richtung, wo Müller III. anschlich, Witterung zu bekommen. Die rechte Leanders schlief weiter.

„Liebe Frau," sagte nach einiger Zeit Leander, „ich glaube, es kommt jemand."

„Laß mich in Ruh," schimpfte die Frau und schlug dem störenden Eheherrn die Schwanzquaste auf den Rücken.

„Weib, da drüben ist was nicht recht richtig," flüsterte der Mann.

„Du sollst mich in Ruhe lassen," schnaubte die Gattin und schlug mit dem Hinterfuße nach dem Manne.

„Aber Herochen," klagte der Mann, „ich dachte doch nur —"

„Du sollst nicht denken! Schlaf!"

Und er schlief, sowohl mit der rechten als auch mit der linken Seite; denn er war ein Esel und folgte dem Weibe.

„Der ‚Vater der Stille' lag jetzt nur zwei Schritte von dem Kopfe Dröselmanns und überzeugte sich, daß dieser in tiefem Schlafe lag. Dann schlich er zurück und rannte, als er sich sicher glaubte, nach dem Eulenwalde, wo unter der Querkaeiche sein Stamm, die Hullah-Araber, lag. (Indianer spielen galt den Tertianern von Altenroda für zu albern; so was machten höchstens die Quartaner und die noch tieferstehenden Jahrgänge, mit denen man keine Fühlung hatte. Von Tertia an war man räuberischer Beduine.)

„Hört mich an," sagte der Vater der Stille; „ich, euer Scheich, habe erkundet, daß dieser Giaur, welcher sich Dröselmann nennt, schläft. Allah versenkte ihn in den Schlaf der Ungerechten, welche sich mit giftigen Getränken, die uns Rechtgläubigen verboten sind, berauschen. Die Stunde der Ra-

---

O Christus, König, jede Zeit kreist um die Flammenberge deiner Liebe, oder sie wird von den Wogen des Untergangs überflutet.

Jede Fackel, an deinem Feuer entzündet, durchglüht die Tiefen der Gottesferne. Ihr heller Schein kündet denen, die im Schatten des Todes irren, dein Reich.

Wer durch seine Tore tritt, den lösest du die Fesseln der Knechtschaft. Er steigt empor auf den Stufen der Gnade bis auf die Höhen der Vollendung.

Deine Krone strahlt über dem Weltall, vor dir fliehen die Jahrhunderte dahin wie Tage im Winter. Du bist der Ewigkeit Herr.

Wer sich nicht deiner Herrschaft beugt, ist ein Knecht des Todes. Er ist gebettet an die Ufer der Vergänglichkeit. Seine Wanderschaft umbranden die Wogen der Unruhe.

Deine Getreuen aber sind hineingebettet in den Strom des Friedens. Sie jubeln im Christuslicht. Ihre Werke spiegeln sich in den Sternen der Gnade, bis sich über ihnen wölbt die Kuppel der Ewigkeit.

O Christus, König, deine segnenden Hände ruhen auf dem Erdkreis. Deine Flammenberge der Liebe berühren alle Tage unseres Lebens

Jeder Arm, der sich ausstreckt nach dir, wird durchpulst von deiner Kraft. Kein Ruf zu dir verhallt ungehört. Jedes Danklied durchbricht die Ufer des Jenseits.

Jede Zeit schöpft aus deinen Quellen oder taucht unter in dem Schatten der Nacht. Jeder Weg, der nicht zu dir führt, endet an den Pforten des Todes.

O Christus, König, wer aufbricht in deiner Kraft, wird siegen. Unter deiner Sonne blüht auf ein ewiges Reich, das im Gold der Vollendung strahlt, wenn alle Reiche dieser Erde vergehen.

Otto Schmidt-Genehr

che ist gekommen. Dieser Giaur hat uns wiederholt des täglichen Brotes beraubt, womit wir unseren Erzfeind, den Professor Neuberger, anlocken wollten. Allah schicke den Hund von Professor, der mir erst in der Osternzensur wieder mangelhaft in der Naturkunde gab, in die tiefste Dschehennah!"

„Allahu ekbar," murmelten die Krieger.

"Was tut ein freier ben Arab?" fuhr der Scheich fort. „Er nimmt dem Feinde zunächst seine Rosse. Tapfere Krieger, edle Söhne des ruhmbedeckten Stammes der Hullah-Araber, sprecht mit mir die heilige Fatha, die erste Sure des Korans, und dann brecht mit mir auf, daß wir den Sieg an unsere Fersen heften und den Feind seiner Rosse berauben."

Da rief der ganze Stamm: „Hamdullilah, Hamdullilah!" und tanzte um das Feuer, das entzündet war, in wilder Freude. Hadschi Ali ben Gorah ben Akiba aber, ein sehr betagter Stammesgenosse (er war nämlich in jeder Gymnasialklasse einmal sitzen geblieben) machte ein sorgenvolles Gesicht und sagte:

„Wenn wir, wie unser Scheich sagt, den Sieg an unsere Fersen heften, dann wird der Sieg hinter uns sein, das heißt mit anderen Worten, wir werden davonlaufen und die Sieger werden hinter uns her sein."

„Schweig, du Vater des vertrockneten Gehirns und Bruder der Kurzsichtigkeit," zürnte der Scheich, „wie kann Dröselmann, der ein lahmes Bein hat, uns verfolgen, zumal, wenn er betrunken ist? Stammesgenossen, ich sage euch, schon nach einer halben Stunde werden wir die Sure des Sieges beten!"

„Allah il Allah!" rief der ganze Stamm.

„Laßt uns gehen, denn Asr, die Stunde des Aufbruchs, die beste des ganzen Tages, ist gekommen."

Sie verbeugten sich in der Richtung gegen Mekka und dann brachen sie auf, einer hinter dem andern, huschend, gebückt, voran der Scheich. Jetzt waren sie vor einer Schonung.

„Gerade aus!" gebot der Scheich leise und kroch in die Pflanzung. Alle Hullah-Araber krochen hinterher, als letzter Hadschi Ali ben Gorah ben Akiba, der ob seiner Erfahrungen immer das Ehrenamt hatte, den Rückzug zu decken, und als Sohn des städtischen Försters auch die genaueste Ortskenntnisse besaß.

Plötzlich erdröhnte in der Nähe ein Schuß. Sämtliche Araber flogen auf die Nasen.

„Wartet, ihr Hallunken," donnerte die Stimme des Försters, „euch werde ich lehren, in die Schonung zu kriechen. Ich erschieße die ganze Bande!"

Die Araber fraßen sich vor Angst in den Sandboden ein. Ein zweiter Schreckschuß. Dann die Stimme des Scheichs:

„Der Förster! Er schießt mit Hasenpfeffer! Jungens, lauft!"

Alles rannte. Der Förster fluchte. Am meisten fluchte er, als er seinen eigenen Sprößling unter den Waldfrevlern entdeckte, den Hadschi Ali ben Gorah ben Akiba.

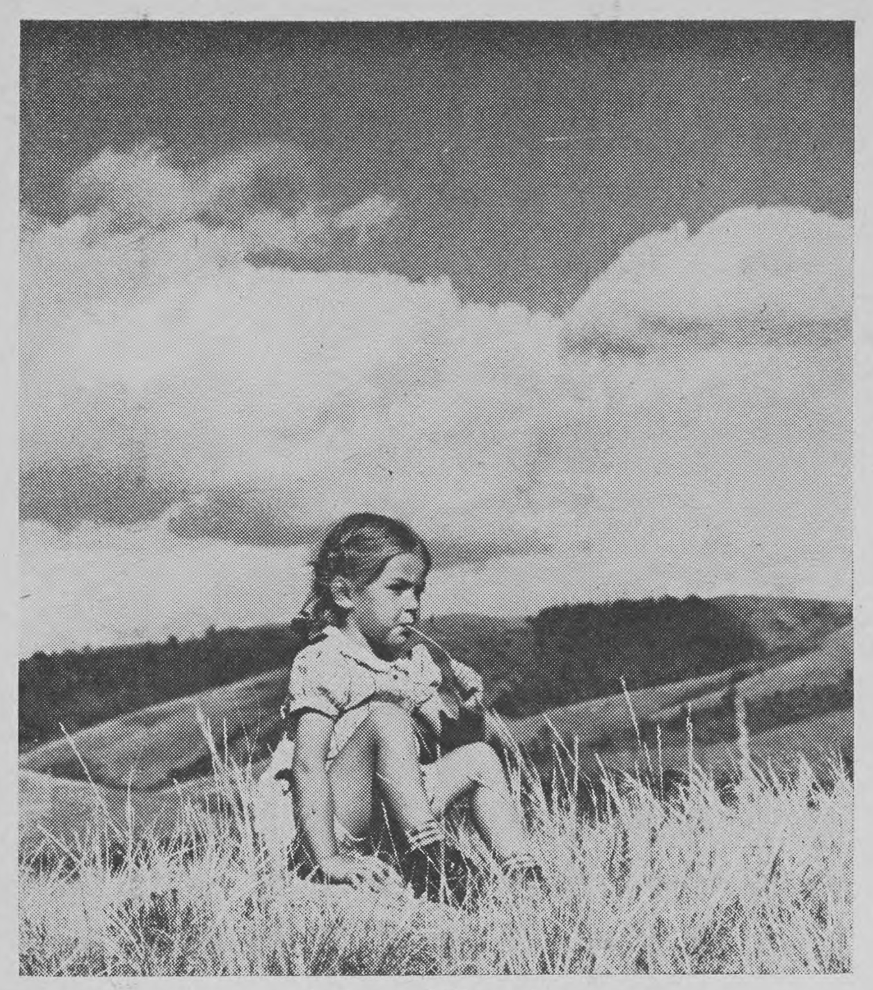
„Na warte, Fritze," brüllte der Forstmann, „komm du mir nach Hause!" —

Im Kastanienwäldchen sammelten sich die Hullahs. Der Scheich fand seine Fassung schnell wieder."

„Tapfere Krieger der Hullahs," rief er, „ihr habt einen heimtückischen Überfall glorreich überwunden. Laßt uns die Sure des Siege sprechen. Denn der Feind hat trotz seiner Feuerschlünde nichts über uns vermocht. Leider wird er durch seine Schüsse den geweckt haben, den wir überfallen wollten. Wir müssen also

Psalm 11

Herr, hilf mir; keinen Frommen
gibt es mehr
und keine Treue bei den Menschen!
Mit Lügen hintergehen sie einander
mit trügerischen Lippen reden sie,
und falsch im Herzen.
Vertilge, Herr, die trügerischen
Lippen,
und all die prahlerischen Zungen:
Sie sprechen: „Unsere Zunge,
sie ist unsere Macht,
und unsere Lippen, die sind unser;
wer ist unser Herr?"
„Ob der Bedrängten Not,
und ob der Armen Seufzen,
erheb ich mich", so spricht der
Herr.
„Ich helfe allen, die nach
Hilfe schmachten."
Die Worte Gottes, lauter sind
sie;
sie sind wie Silber, das bewährt
im Feuer,
und das geläutert ist im Tiegel,
siebenfach gereinigt.
Du, Herr, wirst uns bewahren
und beschützen
auf immerdar vor dieser Sippe.
Ringsum stolzen frech die
Frevler,
und in der Menschen Mitte
feiert Siege die Gemeinheit.



Die lttzten schönen Tage

unseren Kriegszug für heute abbrechen."

Er hatte nicht ganz recht. Zwar, als die Schüsse erdröhnten, waren auch die anderen Esel, Hero und Leander, in wilder Flucht davongelaufen, hatten zuletzt den Wagen umgeworfen, die Geschirre zerrissen und waren von dem Förster eingefangen worden. Der Kutscher Dröselmann aber hatte von all diesen Ereignissen nichts bemerkt. Er erfreute sich eines gesegnetes Schlafes.

Am nächsten Morgen wurde Dröselmann auf das Rathaus zitiert und ihm daselbst ein wenig freundlicher „Guten Morgen" gesagt. —

Fünf Tage später durcheilte die Stadt das Gerücht: die Esel seien schon wieder durchgegangen. Diesmal aber waren sie nicht wieder eingebracht worden, sondern mit Geschirr und Wagen spurlos verschwunden. Das Gespann war offenbar gestohlen worden. Dröselmann mußte wieder aufs Rathaus kommen und wußte von dem ganzen Vorfall nichts zu melden, als daß er ob der ungeheuren Sommerhitze am Wegrande ein wenig entschlummert sei und daß bei seinem Erwachen die Esel auf und davon waren.

Darauf sagte der Bürgermeister: „Gute Nacht, lieber Dröselmann, wir brauchen Sie fürderhin nicht mehr. Schlafen Sie weiter recht wohl!"

* * *

Im Eulenwalde lag ein altes Jagdhaus, das sich ein adliger Herr in früherer Zeit gebaut hatte, das aber nun ganz in Verfall geraten und seit Menschengedenken unbewohnt war. Ein grasverwachsener Waldweg führte zu ihm, der kaum manchmal zu einer Holzfuhre benutzt wurde.

Nach diesem alten Jagdhause schafften die Hullah-Araber ihre Beute, und der Zufall wollte es, daß sie ganz unbemerkt blieben.

Die Hullahs feierten ein großes Siegesfest, und es zeigte sich, daß jeder seinen Karl May gründlich kannte.

„Tapferer Krieger," rief der Scheich, „seht ihr sie leuchten, die Sonne unseres Ruhmes? Seht ihr sie stehen, die erbeuteten Rosse und Wagen unseres Feindes? In allen Zelten des Morgenlandes; bei den Wachtfeuern der Wüste und an den Ufern des Nils wird man von unserer Großtat sprechen."

„Allahu ekber!" riefen die Krieger und entzündeten ihre Pfeifen.

„Tapfere Krieger," fuhr der Scheich fort, „ein echter Ben Arab liebt sein Roß; seht, wie ich dem meinen den Kuß des Friedens gebe!"

Er näherte sich dem Kopfe der Eselin und wollte sie küssen. Hero aber schnappte nach ihm; auch bespritzte sie ihn aus ihren Nasenlöchern.

„Dieses Roß," sagte der Scheich, indes er sich das Gesicht

abwischte, „tut noch etwas fremd zu mir. Ich will ihm zeigen, daß ich sein Freund bin."

Nun brachte er eine Menge Zuckerstücke zum Vorschein, die er den Vorräten seiner Mutter entnommen hatte, und fütterte die Eselin.

„Weib," sagte der Esel Leander, „lasse dich nicht von einem Manne, der dich hat küssen wollen, mit Zucker speisen."

„Ach, du bist wohl eifersüchtig?" fragte die Frau und fraß dann erst recht.

Da seufzte der Mann: „So sind die Weiber!"

Aber er fügte sich drein, denn er war ein Esel. Hadschi Ali ben Gorah tröstete ihn mit einem Bündel Möhren. Hadschi Ali stand neuerdings beim Stamme wieder in höchsten Ehren, denn seine Deutung von der Heftung des Sieges an die Fersen hatte sich bewahrheitet, und obwohl sich von väterlicher Seite wegen des Betretens der Schonung der Sieg nachträglich sogar auch noch an Alis Hosenboden geheftet hatte, war der Edle doch dem Stamme treu geblieben und hatte sich an der neuen Kriegstat beteiligt.

Auch die anderen Hullah-Araber hatten für die beiden erbeuteten „Rosse" allerhand Leckerbissen mitgebracht, sogar Weißbrot und Schokolade, so daß Leander seine Hero anschmunzelte und sagte: „Die Lausiegel sind gut. Wir haben unsere wirtschaftliche Lage verbessert!"

Hadschi Ali ben Gorah aber legte seine sechzehnjährige erfahrene Stirn in Falten und sagte:

„Was fangen wir nun mit den Eseln an?"

„Zuerst müssen wir furagieren," sagte Mullah ben Nadir, dessen Vater beim Train gedient hatte. „Esel brauchen Heu. Ich weiß eine Wiese in der Nähe, wo Heu zu haben ist. Auch Klee mögen sie."

Dieser Vorschlag wurde angenommen, der Scheich und zwei Krieger zogen aus, um zu erkunden, ob Wiese, Kleefeld und Weg sicher seien, und dann brach der ganze Stamm auf und schaffte ein Fuder Heu und Klee herbei. In dem alten Jagdschloß waren noch bedeckte Räume genug, daß das Eselpaar einen Stall, der Wagen eine Remise fand.

„Was machen wir nun mit den Eseln?" fragte der weise Ali wieder. „Es genügt nicht, wenn wir sie bloß immerzu füttern."

„Nein," sagte Ibn Dschisirah, „wir müssen sie reiten. Esel sind Reittiere."

„Wir haben keine Sättel," warf Ali ein.

„Sättel," höhnte der Scheich; „wie oft ist der große Kara ben Nemsi, den sie im Abendlande Karl May nennen, ohne Sattel geritten! Ich werde es euch zeigen, denn ich bin euer Scheich."

„Hai! Hai! Der Vater der Stille!" jubelten die Krieger.

Der Scheich schirrte nun die Eselin ab, gab ihr die zärtlichsten Kosenamen, erinnerte sie an den Zucker, den er ihr verehrt hatte, und schwang sich mit einem kühnen Schwunge auf den Rücken des Tieres.

Der Erfolg war ein gewaltiger. Hero drehte erst verwundert den Kopf um, was bedeuten sollte: „Nanu? Was ist das für eine Frechheit?"

Dann wippte sie ein wenig mit dem Rücken, dann machte das Vieh unvermutet einen kreuzförmigen Satz, einen wahren Zaubersprung zugleich nach vorn, hinten, rechts und links, so daß der Scheich wie eine abgeschossene Ra-

Matthaeus 5, 3-10

1. **Selig, wer die Armut schätzt,**
   Sein Eigentum ist der Himmel dafür.
2. **Selig, wer tröstet,**
   Sein Herz wird einst getröstet dafür.
3. **Selig, wer sanftmütig ist,**
   Er wird das Gelobde Land besitzen dafür.
4. **Selig, wer Durst hat und hungert**
   nach gottgefälligem Leben,
   Sein Plage wird einst gestillt dafür.
5. **Selig, wer barmherzig ist,**
   Er wird einst barmherzig aufgenommen dafür.
6. **Selig, wer rein sein Gemüt sich bewahrt,**
   Er darf Gott sehen dafür.
7. **Selig, wer liebet, Friede zu stiften,**
   Gottes Kind ist sein Name dafür.
8. **Selig, wer verfolgt wird wegen seines gottgefälligen Lebens,**
   Er kommt in den Himmel dafür.

kete in die Luft flog.

„Allah Kerim!" riefen erschrocken die Krieger.

Der Scheich, der nach glänzender Kurve gelandet war, erhob sich. Er hatte sich gewaltig geschlagen, ließ aber nichts merken, sondern sagte gleichmütig:

„Dieses Roß scheint falsch zugeritten zu sein. Ich will das andere probieren."

Nun kam Leander an die Reihe. Leander hatte mit Behagen zugesehen, was für Teufelsmätzchen sein Weib mit dem Araber vollführte.

„Ja, ja, lasse sich einer mit der ein, mit der wird kein Esel fertig," sagte er bei sich. Während sich nun der Scheich mit ihm zu schaffen machte, dachte sich Leander:

„Wie wäre es, wenn ich den Schlingel auf mir reiten ließe? Gewiß bekäme dann das nächste Mal ich den Zucker und das Weib bekäme nichts; das würde sie sehr kränken."

Aus diesen ehelichen Erwägungen heraus ließ Leander den Scheich aufsteigen und setzte sich in gemütlichen Trab mit ihm.

Die Hullahs waren außer sich vor Entzücken.

„Er reitet! Er reitet wirklich! Er fällt nicht herunter!" riefen sie. Der Scheich aber sagte leuchtenden Auges:

„So reitet ein ben Arab!"

* * *

„Was machen wir wegen der Esel?" fragten sich auch die Räte der Stadt Altenroda. Sie empfanden den Verlust der Tiere als eine Schande. Das „Stadtblatt" und einige benachbarte Zeitungen machten in Poesie und Prosa böse Witze über die Affäre. So wurde schließlich auf die Wiedereinbringung der schamlos gestohlenen Esel eine Belohnung von 300 Mark gesetzt, die auch bald auf 500 erhöht wurden. Im „Löwen", im „Roß" und im „Hecht" aber wurde fast von nichts anderem gesprochen als von dem entschwundenen Stadtmarschall, und es wurden große Wetten abgeschlossen, ob die Tiere wiederkommen würden oder nicht. Schließlich erhöhten diejenigen, die auf die Rückkehr der Esel gewettet hatten, die Prämie von sich aus auf 1,000 Mark. Der abgesetzte Eselkutscher Dröselmann hatte der Stadt den Rükken gekehrt und war nach Berlin gezogen, wo er zwei Brüder hatte, die von ähnlichen Kaliber waren wie er. Seine Frau hatte Dröselmann in Altenroda zurückgelassen.

— — —

Den Eseln erging es indessen im Eulenwalde vorzüglich. Wenn sich der Stamm der Hullah-Krieger auch nicht täglich vollzählig versammelte, was wegen verschiedener zwingender Naturereignisse und anderer schwerer Hinderungsgründe nicht immer möglich war (Klavierstunde, Tante zu Besuch, zum Schneider maßnehmen gehen, Strafarbeiten machen, Arrest absitzen und so), es waren doch immer einige der Helden anwesend und vergaßen nie, manches Leckere mitzubringen. Die Esel waren des Nachts angebunden, wurden aber am Nachtmittag losgelassen und führten ein freies Leben voller Wonne. Leander, der gutmütige Mann, ließ auf sich reiten, bei Hero, der störischen Eselin, aber gelang es nur dem Scheich, einen Rekord von elf Sekunden aufzustellen, dann flog auch er unweigerlich.

Manchmal in stiller Nacht, wenn sie allein waren, sagte der Mann:

Maria

Still unter Birken träumt eine Frau.
Lieblich blüht aus des Mantels Blau
Ihr blumenhaft Antlitz.
Halb aus den Falten wächst schlank ihr Sohn.
Trägt auf dem Haupt eine funkenlde Kron'
über den Locken.
In seinen Augen ist wissend Verstehn,
Hat in verborgene Welten gesehn,
Kennt ihre Grenzen.
Rings um die beiden die Heide blüht.
über die Birke das Leuchten glüht
Duftend in Fülle.
Schwarz vor den Wolken türmt sich die Stadt.
Hoch aus dem Baume taumelt ein Blatt
In blaues Schweigen.
Hebet das Kind seine schmale Hand,
Spricht über Städte und blühendes Land
Ernst einen Segen.

Rave.

„Ach, Frau, in diesem verwunschenen Schlosse ist es schauerlich zur Nachtzeit. Hörst du, wie das Käuzchen schreit und wie laut der Bach rauscht. Auch klappert der Wind mit den Dachsparren.“

„Er klappert nicht! Du klapperst! Und zwar mit den Zähnen. Du bist ein Feigling!“

„Ach, Frau, ich wollte gewiß mutig sein wie ein Löwe, wenn ich nur erst wieder bei Papa Dröselmann im Stalle stände. Da wohnten Menschen ringsum, und zwei Hunde sind im Hofe, ein Boxer und ein Pintscher, der die ganze Nacht bellt.“

„Du bist ein Esel, darum bist du dumm; wärst du eine Eselin, so wärst du klug. Geh nur zu deinem Dröselmann, lasse dich alle Tage an den Wagen spannen, schleppe Lasten und kriege schlechtes Futter! Geh, geh! Ich bleibe hier. Und wenn du gehst, wirst du noch etwas Dümmeres sein als ein Esel.“

„Nämlich was denn?“

„Ein Witwer!“

„O weh, ein Witwer will ich nicht sein!“

„So halt's Maul! Männer, die nicht Witwer sind, haben das Maul zu halten.“

Das tat denn Leander und fürchtete sich in dem einsamen Waldhause halb zu Tode. Erst wenn der Morgen kam, schlief er ein.

— — —

An einem Sonntagsnachmittage, als fast der ganze Stamm der Hullah versammelt war, sagte der Scheich:

„Tapfere beni Hullah! Es sind zwölf Tage und zwölf Nächte vergangen, seit wir auf unserem glorreichen Kriegszuge die Rosse des Giaurs Dröselmann erbeuteten. Ihr habt gehört, was diesem Vater der Verschlafenheit und Enkelsohne der Kümmelflasche begegnet ist. Sein Mudir (Bürgermeister) hat ihn aller seiner Ehrenstellen entsetzt und seiner Einkünfte entkleidet. Er hat ihn in die Verbannung gejagt, wo ihn die Krokodile der Verzweiflung fressen werden. Allah verbrenne seine Seele in Spiritus! Was uns dieser Giaur geschadet hat, ist gerächt. Der freie Sohn der freien Wüste aber, der edle ben Hullah, ist großmütig und edel. Wenn seine Rache erfüllt ist, hört er auf, zu strafen.

Nun komme ich auf die Stadt zu sprechen, welche Altenroda heißt. Gewiß, es wohnen in dieser Stadt vielerlei Bösewichte, wozu insonderheit die Professoren der Schule gehören, welche das Gymnasium heißt.“

„Allah! Wallah! Tallah!“ knurrten die Krieger.

„Allah,“ fuhr der Scheich for, „wird diese Giaurs samt und sonders an einen Spieß stecken und über tiefsten Schlunde der Feuermolche in der Dschehennah zappeln lassen.“

„Allah! Wallah! Tallh!“ heulten die Krieger in wilden Fanatismus.

„Aber, beni Hullah, mein Ohr hat vernommen, daß einige unter euch Verwandte in Altenroda haben, und deswegen wollen wir die Stadt nicht vernichten, sondern ihr Gnade zuteil werden lassen.“

Die Männer brummten irgend etwas Arabisches.

„Ich weiß, teure Stammgenossen, die Gnade fällt euch schwer. Zu arg und schändlich seid ihr in jener Stadt oft erzürnt worden. Aber der Starke sei gnädig dem Schwachen. Um eurer Verwandten willen will ich die Stadt begnadigen und ihr die Esel zurückerstatten, um die sie jammert.“

Unwilliges, ja drohendes Gemurre!

„Hört mich, edle beni Hullah — ich habe noch andere Gründe für meine Milde. Das größte El Asr des ganzen Jahres, die größte Stunde des Aufbruchs, steht bevor. (Der Scheich meinte den Beginn der großen Ferien.) Die Hullah zerstreuen sich dann auf lange Zeit; der eine zieht dorthin, wo auf weiten Steppen die Herden grasen; der andere erklimmt die höchsten Felsengipfel der Welt; der dritte stürzt sich in das Meer, um Perlen zu suchen; ein vierter sucht seinen ruhmreichen Großvater auf. Niemand wird hier bleiben, um unsere Roßherde zu bewachen und sie gegen den Überfall von Feinden oder vor wilden Tieren zu beschützen. Was soll aus ihnen werden?“

Düster sahen die Männer vor sich hin. Ihre königliche Beute freizugeben, auf den Spaß zu verzichten, alle Tage die Altenroda Bürger von den verschwundenen Eseln mirakeln zu hören, sich selbst ihres köstlichen Geheimnisses zu berauben, keine Reittiere mehr zu haben, das alles erschien ihnen Wahnsinn.

„Was du planest, o Scheich,“ sagte Omar ben Gandesi zornig, „verhüte der Prophet!“

„So möge eure Weisheit entscheiden,“ antwortete der Scheich verstimmt, „was nach dem großen El Asr mit unseren Viehherden geschehen soll!“

Alle versanken in dumpfes Sinnen. Die Pfeifen dampften.

Endlich sagte der weise Ali:

„Wenn wir sie schon selbst nicht behalten können, so wollen wir sie doch der feindlichen Stadt Alten-

roda nicht zurückgeben. Möge diese Stadt zum Gelächter der ganzen Welt die esellose genannt werden in Ewigkeit. Wir werden die Esel aus ihrer schmachvollen Sklaverei erlösen, wir werden ihnen die Freiheit geben. Wald, Feld und Flur sollen ihre Weide sein, der Sternenhimmel ihr Zelt, und zu Mogreb, der Stunde des Frühgebets, schon möge alltäglich ihr Feierabend beginnen."

„Wohl gesprochen, edler Ali; auch ich bin für die Freiheit der Esel. Aber bedenke, was aus ihnen werden soll, wenn die Regenzeit eintritt oder wenn feindliche Stämme ihnen nachstellen."

So sprach der Scheich. Da sprang Omar ben Gandesi erregt auf und rief:

„Ich hab's! Allah hat mein Herz erleuchtet und meinen Verstand scharf gemacht wie die Zähne des Krokodils. Ihr wißt, daß die Obrigkeit von Altenroda auf die Wiedereinbringung der Esel einen Preis von 1,000 Silberstücken gesetzt hat. Lasset uns mit den Eseln vor das Rathaus ziehen, sagen, wir haben sie im Walde eingefangen, und uns den Preis einfordern. Wenn wir ihn teilen, hat bei El Asr, der Stunde des Aufbruchs, jeder soviel Geld, daß sein Weg mit Rosen bestreut sein wird und sich in allen Herbergen die Diener vor uns reichen Männern neigen werden."

„Hamdullilah!" schrien die Krieger, und sie reichten sich die Hände und tanzten vor Freude. Nur der Scheich und der weise Ali blieben sitzen.

Als der Tanz aufhörte, sprach der Scheich:

„O ihr Kinder des Unverstandes und Väter des Leichtsinnes! Was ihr planet, würde unser aller Verderben sein. Man würde euch durchschauen, euch nicht die 1,000 Silberstücke, sondern die Bastonnade geben, sowie euch elendiglich einkerkern."

„Der Scheich hat recht," sagte Al düster; denn er dachte an seinen Vater, den Förster. Da wurden sie alle still, und bleierne Ratlosigkeit lag über der Versammlung.



Endlich stand der Scheich auf und hielt eine Rede von solchem Bilderreichtum und von so hinreißenden Feuer, wie sie eben nur von einem Orientalen gehalten werden kann. Als er geendet hatte, reichten ihm seine Krieger die Hände, und in aller Augen lag hoher Stolz und fester Entschluß.

— — —

Die Johannisnacht war gekommen. Auf dem Ochsenkopfe, dem höchsten Berge bei Altenroda, wurde ein mächtiges Johannisfeuer angezündet. Goldig flakkerte es auf in der pechschwarzen Neumondnacht, und alles Volk aus der Stadt vergnügte sich und hatte sich zum Feste hinaus begeben. Selbst die größeren Kinder genossen in dieser Nacht Freiheit. Jenseits vom Ochsenkopf aber, regte es sich.

„Wir sind vollzählig beisammen," sagte der Scheich. „Allah hat keinen um die Ehre bringen wollen, an der Heldentat, die wir vorhaben, teilzunehmen. Betet die heilige Fatha!"

Kie Krieger verbeugten sich gegen Mekka, was in der herrschenden Finsternis leider nach vier verschiedenen Richtungen geschah, dann wurden die Esel aus dem Stalle geführt und an den Wagen gespannt. Der Scheich mit zwei Spähern ging voraus, der Wagen mit Begleitung folgte. Hadschi Ali ben Gorah kommandierte den Nachschub. Mit allerhöchster Vorsicht schob sich die Karawane weiter. Bei einem Gemüsefelde wurde Halt gemacht. Der Scheich entlehnte von einer Vogelscheuche einen alten Frack, einen fürchterlichen Zylinder und ein Halstuch; auch band er sich eine Gesichtslarve vor, die er vom letzten Fasching her besaß. So ausgerüstet, war er schrecklich anzuschauen. Er entließ nun mit einer Handbewegung alle seine Krieger und fuhr ganz allein hinein in die feindliche Stadt. Voller Bewunderung sahen die Hullahs dem unvergleichlichen Helden nach.

Die Krieger verbeugten sich geben. Was nicht zum Johannisfeuer gegangen war, steckte in den Häusern. Nur vor einer Straßenlaterne saßen drei alte Frauen auf den Haustürstufen und schwatzten.

Als sie das gespensterhafte Gefährt daherkommen sahen, schrien sie gellend auf, stürzten ins Haus und warfen die Tür hinter sich zu.

Das erste der Weiber wurde ohnmächtig, das zweite schrie in Todesangst fortwährend, es hätte den Leibhaftigen gesehen, das dritte nahm Baldriantropfen.

Fernerhin unbemerkt gelangte der Scheich bis auf den Marktplatz. Dort führte er sein Gespann an einen dunklen Platz, strängte die Esel ab, streichelte sie noch einmal zärtlich und verschwand im Dunkeln.

— — —

Vom Ochsenkopf kam mit Marschmusik und Hunderten von Fackeln der Festzug vom Johannisfeuer heim. Voran schritt der Bürgermeister. Es war in Altenroda nicht Sitte, daß wir anderwärts die Obrigkeit die Volksfeste nur huldvoll genehmigte, mit Steuern belegte und polizeilich überwachen ließ, sondern sie, die Obrigkeit, mußte mitmachen, sich persönlich beteiligen. Immer mehr Fackeln erfüllten den Marktplatz, die Musik dröhnte, der Bürgermeister erklomm die Freitreppe, wo er die übliche kleine Ansprache halten wollte.

„Bürgerinnen und Bürger unserer lieben Stadt! Der Johannisabend ist für alle ein Fest der Freude."

„I—a, i—a!" tönte es von irgendwo her. (Das sind wieder Schulbuben, die Unfug treiben, denken alle.)

„Zwar ist es schön und friedlich in den Mauern unserer Stadt, aber herrlich ist es doch, in holder Sommerzeit einmal hinauszuschweifen nach Wald und Berg."

„I—a, i—a!"

Ein begeistertes, markerschütterndes Schreien. Und nun folgt ein Hexensabbath.

„Die Esel! Die Esel!"

Fackeln drängen nach einer dunklen Ecke.

„Die Esel! Die Esel!"

„Was ist los? Was gibt es?"

„Die Esel sind da! Unsere Esel sind da! Unsere lieben Esel sind da! Unsere Stadtesel sind da!"

Die ganze Menge gerät in Tumult. Der Bürgermeister läßt zwei Trompeter blasen.

„Ruhe! Was gibt es?"

Bäckermeister Chibulke schreit mit seiner Löwenstimme über den Platz:

„Unsere Stadtesel sind da! Hero und Leander. Da stehen sie an der Eulengasse!"

„Herbringen! Zeigen! Die Esel! Die Esel!"

Über den Marktplatz bewegt sich, von vier Männern und zahlreichen Fackeln begleitet, das Eselgespann. Die Leute staunen sich die Augen aus den Köpfen, sie zappeln, schlagen mit den Händen, schreien.

Vor dem Bürgermeister hält das Gespann. Es tritt tiefe Stille ein. Der Bürgermeister blickt die Esel entgeistert an.

„Wo kommen die her?" fragt er.

„Ich weiß nicht," sagt der Bäkker. „Am Eingang der Eulengasse haben sie gehalten, ganz ohne Kutscher."

„Es ist ein Plakat an dem Wagen," ruft einer.

„Vorlesen! Vorlesen! Ru—uhe!"

Ein Mann liest von der Freitreppe aus das Plakat vor, das an dem Eselswagen war:

„Bürger von Altenroda!

Um eurer zahlreichen Sünden und Missetaten willen seid ihr gestraft worden, daß ihr euer schönes Eselgespann verloret und die ganze Welt über euch lachte. Diesmal soll Gnade für Recht ergehen, und ihr bekommt euer Gespann wieder. Das nächste Mal fällt es strenger aus! Seid also gut zu euren Armen und nachsichtig mit eurer Jugend! Sonst wehe euch! Die 1,000 Mark Belohnung soll die Frau Dröselmann bekommen, die durch eure Härte des Ernährers beraubt worden ist. Tut ihr das nicht, so werdet ihr die Esel nicht lange behalten.

Die Männer des Rechts."

Ein ungeheures Gelächter ging los. Nur die Hullahs standen still und stolz da, und ihr Scheich hüllte sich schweigend in seinen Burnus.

Die 1,000 Mark wurden wirklich an die Frau Dröselmann gegeben. In Altenroda herrschte viel zu viel Humor und Biedersinn, als daß das nicht geschehen wäre. Frau Dröselmann, die ohnehin froh war, daß sie ihr altes Trinkhuhn von Mann los war, schlug selig die Hände zusammen, als sie das Geld bekam, und sagte:

„Gott sorgt! Der Mann ist fort, und die Esel sind da!"

Darob wurde sie zur städtischen Eselkutscherin ernannt. Sie verrichtete ihr Amt ausgezeichnet, hielt vor keinem Wirtshaus, war zuverlässig und betreute ihre Tiere mütterlich.

Nur, wenn sie in die Gegend kam, wo die Promenade an den Eulenwald grenzt, wollten ihr die Grauschimmel allemal durchgehen. Eine unbändige Sehnsucht zog Hero und Leander nach dem alten Jagdhause im Eulenwalde. Wenn sie eine bunte Gymnasiastenmütze sahen, zitterten sie vor Freude.

Verordnung zum Schutze der Jugend

In einem katholischen Blatt des heutigen Österreichs lesen wir folgende „Bestimmungen der Polizeiverordnung zum Schutze der Jugend vom 10. Juni 1949“:

„Minderjährige unter 18 Jahren dürfen sich nicht auf öffentlichen Straßen und Plätzen während der Dunkelheit herumtreiben (§1), auch ist ihnen der Besuch von öffentlichen Varietes, Kabaretts und Revüvorführungen (§4) und der Genuß von Tabakwaren (das Rauchen!) in der Öffentlichkeit verboten. (§8)

fenthalt in Räumen, in denen öffentliche Tanzlust-
„Minderjährigen unter 16 Jahren ist der Au-
barkeiten stattfinden, und die Teilnahme an öffentlichen Tanzlustbarkeiten verboten (§5); sie dürfen sich in Gaststätten aller Art ohne Begleitung des Erziehungsberechtigten oder seiner Beauftragten nicht aufhalten. (§2, Abschn. 1)

„Minderjährige von 16 bis 18 Jahren dürfen sich ohne Begleitung des Erziehungsberechtigten nur bis neun Uhr Abend in Gaststätten aufhalten. Die Teilnahme an Tanzlustbarkeiten sowie der bloße Aufenthalt in solchen Räumen ist nur in Begleitung des Erziehungsberechtigten oder seines Beauftragten bis elf Uhr abends gestattet.

„Besonders zu beachten ist, daß nach dieser Polizeiverordnung nicht nur die Jugendlichen selbst und die Erziehungsberechtigten bestraft werden können, sondern auch die Unternehmer und die Veranstalter, die gegen die Bestimmungen der Polizeiverordnung verstoßen.“

Wie notwendig wären uns hierzulande derartige Gesetze! Drüben sollen die 16 bis 18jährigen spätestens um elf Uhr zu Hause sein. Bei uns geht es um elf Uhr erst los. Da fahren die Vierzehn- und Fünfzehnjährigen zum Tanz überland. Wenn sie heimkommen, ist es bereits anderer Tag.

Eltern, könnt ihr wirklich keine Verordnungen machen? Muß die Jugend alle Freiheit haben? Fürchten Vater und Mutter sich, ihre minderjährigen Buben aus den Caffees und den Poolrooms zu holen, oder - sind wir schon so weit, daß Vater und Mutter sich herzwenig darum kümmern, wo ihre Buben und Mädchen sind?

Hat der heutige katholische Hausvater Angst, seinem grünen Buben die Zigarrette aus dem Mund zu nehmen, sein Fluchen zu rügen, ihn an Arbeit, an Zucht und Hausordnung zu halten? Fürchtet die Mutter sich, ihrer noch garnicht erwachsenen Tochter die Tanzhalle zu verbieten?

Wo kommen wir hin, wenn wir unsere Halbreifen machen und treiben lassen, was sie nur wollen - so wie sie es heute tun? Die Alten reden so viel von der strengen Hausordnung, die ihre Vorväter einst hielten. Bei uns ist alles außer Rand und Band geraten. Wir sind nun schon so weit, daß Fünfzehn und Sechszehnjährige ihren Eltern Befehle erteilen. So wie sie es wollen, so muß es sein. Die Früchte dieser „Freiheit“ in unserer sogenannten „free country“ sieht man unseren jungen Kinder an. Das Rumlungern in den Caffees unnd in den „Pool rooms“, die Unsitte, erst spät des Abends, nach zehn Uhr, zum Tanz in die Landschule zu fahren, die Sprache, die sie reden, das versteckte Trinken und das öffentliche Rauchen, das sie alle, Buben und Mädchen, so früh lernen, der Ungehorsam zu Hause, die Unlust zur Arbeitshilfe im Hause und auf der Farm, wo man für seine Arbeit nicht entlohnt wird, alles das sind Anzeichen des Heranwachsens einer verantwortungslosen Generation.

Früher hatte der Mensch noch Stolz. Arm oder reich, wo der Bauer stand, war seine Heimat und seine Liebe. Was des Vaters war und was der Vater gelehrt, war heilig. Es wurde gehalten und verteidigt bis zur letzten Kraft.

Heute gibt der junge Mensch keinen Cent um Vaterlehre. Was die Väter sich erworben, kann schnell zu Geld gemacht werden. Was der Vater gelehrt, ist „altmodisch“. Das vergißt man. Tanzhalle und Poolroom sind interessanter. Weltensitte gibt weit mehr Freude als Vätersitte. Und das will man vom

Vom Schusterseppel

Liebe Leit!

Jetzen ober langt's und die gossips g'hern gestoppt indem daß die Leit vom Mariabot ieber mich g'schwätzt hon und sie hon g'sogt wie daß sie den Mariabot canceln because weil der Schusterseppel net mehr schrabe tut was welle Wohrheit ein prove is wie das der Schusterseppel lazy g'worde is wo aber eine Beladigung fier mich is vonwege weil ich niemols net lazy bin ober ich beschäftige mich und ich tu mich busy holte mit unerschiedliche gude und christliche actions. Liebe Leit ich bin fier die Gerechtigkeit und wo ein christlicher Hausvoter mit seinen christlich angetrauten Weib wo Pauline heißt lebe tut und viele Kinner geraised hot da hot er ein right fier uf einen rest und sellen rest hon ich mir g'nomme indem daß ich grestet hon ober die Leit vom Mariabot hon mich gemißt wo mich arg freuen tut und ich tu wieder schrabe vonwege weil die Leser vom Mariabot by acclamation gevotet hon daß ich wieder schrabe soll ober der Mariabot werd net gecanceled vonwege die principles wo ein Mann doch hon muß.

Liebe Leit mit die Polodick tut's net gud auslucke und den Mariabotpoter hen sie auch von Cosine fortgemußt vonwege weil er uf Battleford fohre soll fier uf das teache von die Prieschterstudente wo mir alle unerstietze miessa denn das educate von die Prieschter is arg important und der job wo der Mariabotpoter uf sich g'nomme hot is auch arg christlich ober der Mariabotpoter werd auch den Mariabot weider schrabe wo mich freit und fier Eich sollt's auch eine Freid sein denn das changen is net gud wo ein Poter von der Gemand fortmuß und ein anrer Poter wieder h'neinmuß indem daß ich net fier solle muverei bin vonwege weil das christliche Volk geforced werd goodbyeyparties abzuholte was ja gud is und auch net gud is. Solle goodbyeyparties sein gud vonwege den guden lunch wo die Ladies und Weiber bereite und selle goodbyeyparties sein net gud indem daß sie dem Mensch das Herz verreisse besunders wo mir doch net in die United States lebe ober in Kanade wo die Mounties gut watche daß mir kein beer und kein hombgerewtes net uf solle goodbyeypartis trinke. Aus soller Ursach tun uns die goodbyeyparties das Herz verreisse ober auch um den Poter is es die Leit arg leid wo auch mein Ält'chter wo sich Joe schrabt ieber mich g'sogt hot: Schaut's Voter hot er g'sogt wie daß die Weiber kreinen ober ich hon g'sogt die tun net kreine Bub

---

Leben: Freude, Lustbarkeit, und noch einmal Freude und Lustbarkeit.

Sind derartige Zustände nur der Jugend Sünde?

Leider nicht! In zu vielen unserer Familien ist das Familienleben vollständig gesetzlos geworden. Gesetzlos wird da geredet, getrunken, geflucht und gelebt. Weit stehen alle Türen der Sünde offen. Nicht auf der Straße lernt die Jugend die erste Sünde kennen. Bei uns auf der Farm gibt es ja keine Straßen. Der nächste Nachbar lebt eine Meile weit entfernt. Von ihm und seinen Kindern kann nicht viel Böses gelernt werden. Zu Hause sitzt das Böse.

Wir wollen der Jugend wirklich nicht jedes Vergnügen nehmen. Alles hat jedoch seine Grenzen. Der Abend, nicht die Nacht, ist zur Erholung da. Das Heim, nicht der Poolroom und die Tanzhalle, ist der Haupterholungsort.

Wie müßten wir uns schämen, wenn uns, den Katholiken, die Polizei vorschreiben würde, welche Jugenderholung erlaubt und welche verboten ist. Es ist jedoch so in der Welt: Wenn der Eltern Wort nicht mehr hilft, muß die Polizei eben reden. Denn auf die Dauer wird man es sich nicht gefallen lassen, daß die Jugend – selbst mit Erlaubnis der Eltern – alles treiben darf, die ganze Nacht hindurch, vom vierzehnten Lebensjahre angefangen.

Das ist die Polizei. Und was wird erst Gott sagen?

hon ich g'sogt die tun nur schwitze ober gekreint hon sie doch.

Liebe Leit ich hon Eich zu melde und zu wiesse zu lasse daß die Welt net mehr gut is wo mir solle schlechte Weizenpreis bekumme und es giebt kein number one Weize mehr indem daß es auch keine number one Leit mehr gebe tut ober der Herrgott is auch fier die Gerechtigkeit und wo es number one Fluche giebt und number one Trinke und Ratsche und unerschiedliche anre Siendhoftigkeit da tut der Herrgott number one Strofe schicke vonwege die Gerechtigkeit wo ich verbreite tu indem daß ich fier die Gerechtigkeit bin ober mitdie Weibsleit is die Sach anners indem daß sie net alle Täg die Gerechtigkeit holte ober die Pauline wo mein christlich angetrautes Weib is hot mich auch fier uf unnerschiedliche unchristliche Dinge accused und sie hot ieber mich g'sogt wie daß ich fier nix net mehr gut bin was ung'recht is indem daß ich doch die old age pension verdien und fier den Mariabot schrab ich auch und keine Meß tu ich an die Werktäg net miesse und ich muß noch hinzugebe wie daß mein appetite auch noch gut schoffe tut wo prove tut wie daß die Pauline wo mein Weib is keine worries net hot mit einem kranken Mann ober ich bin g'sund mit die exception von meinem rheumatism ober sonschten bin ich noch fier uf viele Johre gut und ich bin gut getrained wie daß der Mensch sich behaven soll mit seineG'sundheit indem daß ich selles in der russischen Unneroffiziersschul gut gelernt hon denn ich hon selle Unneroffizierschule mit highe marks gepaßt ober mir alte Leit sein net mehr gerespected vonwege weil mir net mehr rumspringe wie die Jugend und wenn mir das Maul uffspehre und was soge dann tun mir was Sittliches und was Christliches soge wo die Welt net gleiche tut und aus soller Ursach sein mir Alte zu nix net mehr gut.

Liebe Leit ich wenn ich noch jung wär ich tät die Leit noch was teache denn ich bin ein arg braver Bub gewest wo die Pauline wo mein Weib is admitten muß den sonschten hätt sie mich net geheirot ober sie is arg hinner mir hergewest vonwege meine gude Statur wo ich g'hat hon und vonwege das christliche Lebe das ich auch geführt hon ober bekenne muß ich auch wie daß ich kein Heiliger net gewest bin aus weller Ursach die russische Armee mich auch zweimol in die jail gesteckt hot was ober net g'schehe is vonwege das Stehle indem daß ich niemols net gestohle hon ober ich hon auch halber unschuldig im jail vum russischen Milidär g'huckt vonwege weil ich net uf die rechte Zeit in die barracks kumme bin ober ich hon mich verspätet vonwege die Pauline wo mich niemols net hot gehn gelosst ober ich hon in ihrem Haus lunch esse miesse und nochher hon ich noch mit dem Gescherrwosche geholfe und aus soller Ursach bin ich drei Täg in die jail kumme wo ich fier die Pauline gesuffered hon ober das hot mir nix net ausgemocht indem daß die Offiziere wo die höchste gewest sein ihr Aug uf mich g'hat hon und sie hon g'sogt seller Mensch darf net in der jail rotten hon sie g'sogt den breichen mir fier um die russische cuntry zu defenden aus was wellem Gered alle Leser sehn könne wie daß ich ein gerespecter Mensch gewest bin und Unneroffizier bin ich auch g'worde eh' daß ich noch die Pauline geheirot hon.

Liebe Leit das mit dem beefrink is jetz in alle districkts wieder abgeschlosse indem daß der summer vorbei is ober meine Nachbarsleit hon sich ein Saurink georganized wo ober kein Saufrink net is ober ein ehrlicher Saurink indem daß mir Säue butchern und gut unner uns dividen ober mit dem Sauerkraut sein noch net all Leit fertig indem daß meine Pauline noch keine fienfzehn gallons noch net gesauert hot wo mir doch zwanzig gallons fier uf den Winter breiche und ich tu allegebot ieber die Pauline soge tu das Sauerkraut einlege tu ich soge ober jetzt sog ich selles net mehr indem daß viele von unsre Farmers in die elevators kumme und da hon ich keine Zeit net die Pauline mit dem Sauerkraut zu helfe ober ich muß alle Täg in die town fier um die Leit zu miete und mit sie ieber die polidische Lage und ieber die Weizenpreise zu rede wo mir arg helfe tut die Zeit zu vertreibe.

Unsre Ladies Aid Weiber hon ein meeting abgeholle und sie hen gedecided wie daß mir wiedr ein bazaar mit einen großen chickensupper celebraten werde und mir sein uns alle annig g'worde wie daß mir junge chickens serven werde indem daß die visitors von die towns besundersch selle wo sich mit englische Nome schrabe tun arg wietig uf die junge chikkens sein und die alte Hiehner gleichen sie net. Ich hon nix net mit sellen chickensupper zu schoffe ober ich und der Klopter Anton und der Gluppinger Jakl mir hon uns ganz privatly uffgestellt fier um die Weibsleit zu wotche in dem daß da immer welche sein wo alte rusters herbeischoffe und die Leit nochher complainen wie daß die chickens die falsche Zähn verbreche wo doch so expensive sein dann tun sich die Laidis Aid Weiber verstreite und sie tun

Als Maria ueber das Gebirge ging

Von M. Homscheid.

Unter dem letzten Schluchzen des Spätregens bricht eben aus den letzen zerflatternden Nebelflören des Jordans ein junger Held hervor mit blauen Leuchtaugen und sieghafter Gebärde. Der nimmt die letzen schweren Tränentücher vom Angesicht des gesegneten Landes. Wischt die trotzigen Stirnen der Berge blank nnd trocknet die sanften Schultern der Hügel. Und singt uralte süße Lieder, die er singt seit dem ersten Schöpfungsmorgen.

Das ist der Frühling.

Er kommt und tut die ganze Pracht des Heiligen Landes auf. Da liegt mitten drin ein kleines weißes Städtlein. Das liegt süß geborgen an der rauhen Brust des Berges und träumt seinen allerfriedlichsten, seligsten Traum. Morgentraum.

Das Städtlein — es ist Nazareth — liegt wie auf weichem, grünem, bunt und golden blühenden Samt,und die weißen friedlichen Häuser und Häuslein schimmern darauf wie weiße Perlen. Die strahlende Sonne steht darüber und der blauseidene Himmel Palästinas. Manchmal schießen weiße Tauben darüber her. Und manchmal flockt weißer und rosiger Blütenstaub darauf herab, den der laue Lenzwind aus den Obstgärten herbeibringt. Die köstlichsten Düfte holt er aus den Gärten, nimmt er von den Triften, denn da blühen sie alle: die Rose, die Lilie, die Narzisse, die Myrte, Balsam, Jasmin und Oleander, alle, alle.

Und wenn er zu den Hirtenknaben kommt am Hügelabhang, nimmt er ihnen schnell das süße Flötenlied vom Munde, das sie in der Morgenstille spielen, und trägt es umher und legt es dem lieben Städtlein zu Füßen.

Und wenn die Teppichweber an ihren Webstühlen, die Töpfer an ihren Drehscheiben, die Zimmerleute an ihren Holzbänken diese Flötenweisen vernehmen, lächeln sie und sagen: „Es ist Frühling, man merkt es an den Hirtenflö-

---

soge ich hon gude chickens gebrocht wo springchickens sein ober Anne und die Catharine die hon rusters model 1944 gebrocht wo kein Mensch net chewen kann. Liebe Leit ich bin fier die Gerechtigkeit aus was weller Ursach ich, der Klopter Anton und der Gluppinger Jakl uns ufgestellt hon die chickens zu wotche wo eine schwere Pflicht is was mir unnernomme hon indem daß die Weibsleit selles net immer appreciaten ober sie tun uns wüst verschimpfe wenn sie von unsre Plän erfohre und die wo die alte rusters herschleppe sein die ärgsten wo es kein use net is mit sie zu argumentiere ober der Mensch kummt in troubles wenn er selles tut und dem Poter werd's auch vermeldet ober vonwege dieGerechtigkeit muß man suffern und ich fercht mich net vor dem suffern solang die Pauline wo mein Weib is und wo jetz uf die holidays gefohre is nix von mein und dem Klopter Anton und Gluppinger Jackl seine gude Pläne net weiß indem daß ich Eich versprache tu im Mariabot zu vermelde wie daß unser chickensupper ausgefolle is wo Ihr mich doch alle kennt und ich tu nix net verheimliche ober ich sog alle mol die Worheit wo ich auch schon einmol gesuffered hon fier selle Wohrheit indem daß ich die townpolice gereported hon wem sein truck die stopsign verbroche hot ober ich hon selles nur gereportet vonwege weil der townpolice mich gefrogt hot und der Mensch darf kein Lügen net betreibe indem daß der truck von einen von meine Bube gewest is und ich hon die Straf aus meinen Sack gezohlt wo besser gewest is als alles anzuhöre was die Ves-Cathrin ieber mich g'sogt hätt indem daß die Ves-Cathrin die Muter von meinem Buben sein Weib is und mit die zu argumenten sell kann ich net indem daß ihr Mann es auch net kann ober manchmol muß der Mensch den Frieden choosen indem das der Krieg zu hart fier einen christlichen Hausvoter is mit was wellen Worten ich mein Schraben abschließ und es tut Eich grißen

der Schusterseppel

kadolischer Schrieftsteller

ten." Dann feiern die fleißigen Hände wohl ein wenig, und die stillen Gedanken gehen auf einen Sprung hinaus zu blumigen Triften, wo die weißen Lämmer in grünen Gras tollen.

Joseph, der braunbärtige Zimmermann, hört auch die Flötenstimmen, die den Weg durch das Gewirr der Gassen bis zu seinem kleinen Holzplatz finden. Da hält seine blanke, fleißige, unermüdliche Säge, die gerade einen schlanken Zedernstamm vom Libanon zerschneidet, mitten im Schnitt still. Ein verträumtes Lächeln geht wie ein heimlicher Sonnenstrahl über das junge, schöne Männergesicht. die verarbeitete Hand stützt sich leicht auf die ruhende Säge, und Joseph, der Zimmermann, lauscht eine Weile in die Ferne. Er gedenkt der Tage, da auch er als Knabe mit den weißen Lämmern auf Berg und Trift zog und traute Hirtenlieder blies.

Joseph lächelt; es ist das Lächeln eines stillen, nachdenklichen Mannes das auch noch nicht erlischt, nun, da die Säge wieder geht. Auf und ab, auf und ab.

Da klingt eine wunderliebe Frauenstimme in den Gesang der Säge.

„Joseph", sagt sie, „es ist ein so herrlicher Morgen, und der Tau liegt noch auf den Halmen; was meinst du wenn ich mich jetzt aufmache ins Gebirge?"

Da hält die fleißige Säge zum zweitenmal ein. Das dunkle Männergesicht wendet sich dem kleinen Hause zu, das da mit einer selbstverständlichen Sorglosigkeit im Baumschatten des kleinen Zimmerplatzes liegt.

Am Eingang, grade neben dem roten Rosenstrauch, der an diesem herrlichen Morgen erst seine ganze glühende Pracht aufgetan hat, steht eine schlanke, kindlich junge Frau. Steht da wie eine feine weiße Lilie, lächelt süß und schaut mit liebem Blick zu dem fleißigen Mann herüber.

Joseph, der Zimmermann, schaut freundlich auf die holdselgste der Frauen, und sein Herz labt sich an dem lieblichen Klang der süßen Frauenstimme und an der milden Schönheit ihres Angesichtes.

„Du hast recht, Maria", sagt er, „dieser Morgen ist unvergleichlich schön und wie geschaffen zur Wanderung. Wir wollen uns also aufmachen, bevor die Sonne höher gestiegen ist, und unsere Reise zu den Verwandten im Gebirge antreten".

„Wir? So wolltest du mich begleiten?" fragt die süße Frauenstimme zurück.

„Ja meine Lilie, wenn du es mir erlaubst, werde ich dich begleiten", antwortet Joseph, „denn siehe, die Wanderung ist beschwerlich, und es könnten dir Gefahren drohen im Gebirge." Er zieht die blanke, fleißige Säge aus dem bereits tiefgehenden Schnitt. Nimmt auch den wackeren Hammer, das schlagfertige Beil, Zange, Zirkel und Meßscheit und trägt sie sorgsam in die Werkstube hinein.

Dann folgt er Maria nach, die bereits wieder ins Haus gegangen ist.

Es dauert indes nicht länger als die Strophe eines Hirtenliedes, das eben irgendwo auf einer Trift anhebt, da kommen beide wieder heraus, Joseph, der Zimmermann und Maria, die heiligste Frau.

Sie geht nun tiefverschleiert, und Joseph trägt Stab und Mantel, das Kleid geschürzt für die Reise, dazu beladen mit Tasche und Wasserschlauch. Er verriegelt die Tür, und dann wandern sie das graue, winkelige Gäßlein hinab, das zum Tore hinausführt.

Und es ist, als ob die Sonne durch das düstere Gäßlein gehe, so hell werden die Gesichter der Menschen, denen die zwei Wanderer begegnen.

„Seht, da geht Joseph, der fleißige Zimmerman mit seinem jungen Weibe", sagt Micha, die Magd des reichen Spezereihändlers Jonas, die mit einigen anderen Mägden bereits an der Handmühle sitzt.

Da wenden sich die Mädchenköpfe alle der Gasse zu, und bei dem Gruß der frühen Wanderer

Dank

W. Max Scheid

Du großer Gott
ich danke dir
für die Fülle
all der
Kraft
die Du
meiner Hand
gegeben
die in
Deinem
Geiste
schafft —
Du großer Gott
ich danke Dir
für das gnadenvolle
Licht,
das Du
meinem
Geist
geliehen,
der in
Deinem
Namen
spricht.

werden ihre Gesichter, die schon ein wenig dunkel und hart von der Arbeit geworden sind, hell und weich.

„Wie fein sie ist, wie sittsam sie einhergeht", sagt Ester die Starke, Dunkle, die die schwerste Arbeit und das heißeste Herz hat.

„Ja, sie ist eine Tochter aus dem Hause Davids", antwortet Micha, "ich wollte, ich wäre so tugendhaft wie sie!" und schaut den Beiden sinnend nach. Sie kennt Maria seit einiger Zeit und hat sie sich zum himmlischen Vorbild genommen. So gut wie Maria, das Weib des Zimmermannes Joseph, war noch nie ein Mensch zu Micha, der armen Magd gewesen.

Und Micha beginnt davon zu erzählen, wie Maria sich ihrer so liebreich angenommen habe, als sie das Fieber hatte. Die raunende Rede und das Geklapper der Handmühle gehen geschäftig hinter den beiden Wanderern her.—

Nächst dem Stadttor, durch dessen Bogen man bereits die prächtige Landschaft erschauen kann, sitzt Eliud, der alte Teppichweber, vor der Türe seines Häuschens. Schon in der Morgenfrühe sind seine alten, zitterigen Hände an der Arbeit, denn Eliud muß das Brot herbeischaffen für sich und sein Enkelkind, dem Gott der Herr den Gebrauch der Glieder versagt hat.

Und Eliud hört die Schritte, die sich seinem kleinen Haus und dem Tore nähern; er beschattet die Augen mit der Hand, da die Sonne weiß und grell auf den Mauern liegt. Aber trotzdem er dies tut und seine schwachen Augen so sehr anstrengt, als er nur vermag, erkennt er die herankommenden nicht. Judith aber, seine Enkelin, die neben ihm auf ihrem Teppich hockt, stößt alsbald einen hellen Schrei aus.

„ Sieh doch, Großvater!" ruft das Kind, „da kommt Maria, die Gute, Barmherzige, unsere Wohltäterin, die an uns dachte als alle andern uns vergessen hatten."

Und schon beugt sich die gütigste und barmherzigste der Frauen zu dem armen Wesen nieder und streichelt mit ihren sanften Händen das blasse Kindergesicht.

„Schau, Judith, was ich dir mitgebracht habe!" sagt die süße Frauenstimme, und Maria hält dem Kind einen der flachen Weizenkuchen hin, die sie in aller Frühe schon für die Reise gebakken hat.

„Oh!" jubelt das Kind, „wie gut du bist!" Aber die dunkeln Kinderaugen hängen nicht an dem verlockenden Backwerk, sondern an dem liebreichen Gesicht der Geberin, die ihren Schleier ein wenig wenig, ein wenig nur, zurückgeschagen hat.

„Du gehst fort sagte Judith traurig, „und wohl für lange, denn dein Mann hat eine schwere Tasche mit."

„Ja, wirklich, ihr geht fort!" sagte nun auch Eliud betrübt. „Wer soll nun des alten Eliud gedenken, wenn er in Not ist und eine Freundeshand braucht? und wessen Hand soll sich der Hülflosigkeit Judiths erbarmen, da Maria, die Tochter Davids, in der Ferne weilen wird?"

Maria aber antwortet liebreich: „Tröste dich Eliud ben Juda! Ich habe Hanah, meine Verwandte beauftragt; sie wird sich Judiths annehmen."

Und Jacim, ihr Mann, wird dir an meinerstatt den Webstuhl einrichten, wenn du diesen Teppich fertig hast", sagt Joseph. "Der Friede sei bei euch! Wir müssen nun fort, denn die Sonne steigt höher", und setzt den Wanderstab weiter.

Da ist der Alte getröstet.

„Jehovas Schutz und Segen begleite Eure Schritte und halte die wilden Tiere und die Räuber im Gebirge von euch fern!" ruft er den beiden nach.

Das Kind aber weint, nun, da der Schatten des Tores seine Freunde aufnimmt.

Und es dauert nicht lange, bis es sich an dem frischen Weizenkuchen zu trösten vermag, den ihm Maria zurückgelassen hat. —

Maria und Joseph setzen nun ihren Weg fort. Der geht zeitlang durch tiefe, stille Gärten, die in wunderbarer Pracht stehen. Dann durch heimliche Baumgärten, die ein schimmerndes Blütengewölbe über den Wanderern aufbauen. Dann durch einsame Triften, die sich wie grünsamtne, blau, rot, weiß, gold und silbergestickte Tücher die Steigung zum Berge hinaufziehen. Es sind aber all die Farbenfunken und -flammen tausend von herrlichen Blumen, die im grünen Grase stehen und leuchten.

Und Maria und Joseph wandern schweigend, oder manchmal auch in frommen, anmutigen Gesprächen durch all diese verschwenderische Pracht, die der Frühling dem Heiligen Land gebracht hat.

Es geht aber wie ein geheimnisvolles Erschauern bei ihrem Nahen durch die ganze lebendige Lenzesherrlichkeit.

Das ist ein Flüstern, Raunen und Wispern, ein Leben, Zittern und Verneigen ohne Ende.

Wie die reinste Magd durch die stillen Gärten kommt, da erglüht die königliche Rose im tiefsten

Purpur! Mit königlicher Gebärde neigt sie sich vor der Holden! Und mit feinster Blumenstimme flüstert eine zur anderen: „Seht da, die schönste Rose, die herrlichste, vor der unsere Pracht verblaßt! Wir wollen ihr unsere lieblichsten Düfte auf den Weg streuen!"

Und es wolkt und wallt ein so herrlicher Rosenduft aus den stillen Gärten von Nazareth auf, daß seinesgleichen wohl nicht auf der ganzen Welt zu finden ist.

„Durch Schönheit kann ich sie nicht erfreuen, sie, die den Schöpfer aller Schönheit zum Sohn haben wird", raunt die Rebe, die auf ihren Erdstufen bereits zu blühen beginnt, aber meinen ersten, lieblichsten Duft will ich ihr auf den Weg geben!"

Und Rosenduft und Rebenduft fließen ineinander und vereinen sich in einer Wolke unaussprechlich köstlichen Wohlgeruchs.

Die Holdseligste aber lächelt leise und atmet diesen unvergleichlichen Duft mit Entzücken ein und mit innigem Gottgedenken.

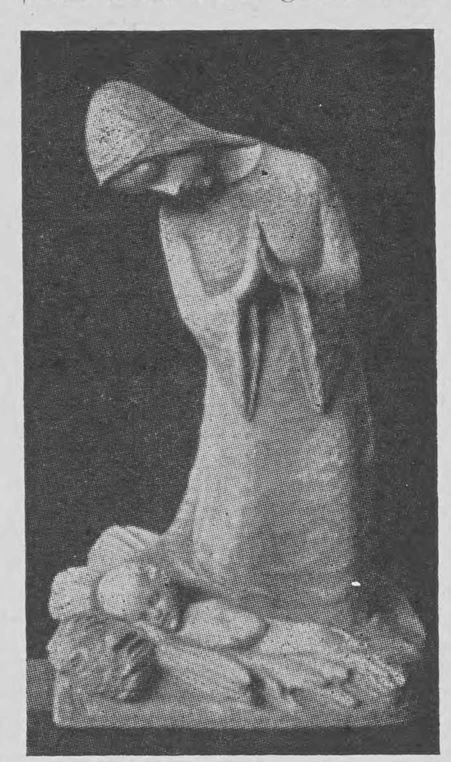
„Wie Rose und Rebe also können wir nicht", flüstern die Blütenbäume, "aber was wir haben, das geben wir!" und lassen einen weißen und rosigen Regen zarter Blüten niedergehen auf Mariens Wanderweg und lassen gar feinen Blütenduft herunterrinnen.

Draußen aber' auf den Feldern und Triften, neigen sich all die zierlichen Halme und Gräser und all die leuchtenden Blumenhäupter tief zur Erde. Und die schlanke schneeweiße Lilie flüstert: „Seht da, die reinste, die weißeste Lilie' vor deren Reinheit die weiße Unberührtheit meines Kleides in den Schatten treten muß!"

Und die schanken Lilien alle neigen sich in anmutiger Demut tief zur Erde.

Die Gottesmagd aber lächelt ihnen zu wie lieben Schwestern, und auch Joseph tut so, und beide erfreuen sich an der unberührten Schönheit der Lilienpracht — —

Und weiter, weiter geht der Weg, dem Gebirge zu. Aus den grünen Halmfeldern steigen jubelnde Lerchen auf, hoch, der steigenden Sonne entgegen. Hirtenflöten locken in der Ferne. Vom



nahen Gebirge stürzen ein paar lustige, weiß schäumende Bäche herab in brausendem übermut, als wollten sie den beiden heiligen Reisenden zu stürmischer Begrüßung entgegeneilen.

Endlich ist die letzte Staffel des felsigen Höhenringes erstiegen, der das blühende, lachende Tal wie vermauert und nur nach der heiligen Stadt hin, nach Jerusalem, einen engen Zugang läßt.

Ganz kurze Rast halten die beiden Wanderer hier oben zwischen den toten Felsen und einen letzten grüßenden Blick werfen sie hinab auf das liebe Städtlein, dessen weiße Häuser wie eine ruhende Lämmerherde im grünen Grunde liegen.

Alsbald aber geht es wieder weiter, denn Maria die Hifsbereite, Liebevolle, hat Eile, zu ihrer Base zu kommen. Der Weg fängt nun an, beschwerlich zu werden. durch steiniges Land, durch wildes Geklüft geht es, und die Füße werden müde.

Maria aber eilt, als ob sie keine Ermüdung kenne. Fern, noch gar fern, im Gebirge, weiß sie ein Landhaus, ein stilles, frommes Priesterhaus, dorthin gehen, schon den Füßen voraus ihre Gedanken.

Aber es sind noch ungefähr drei Tagereisen bis dorthin. Joseph sagt, daß er sie begleiten wolle bis ans Reiseziel, dann aber eiligst wieder nach Nazareth zurückkehren werde, wo die Arbeit dränge.

So wandern sie nun ihren Weg. Immer tiefer ins Gebirge hinein. Bald kommen sie an kleinen weltvergessenen Dörfern vorbei, bald an stillen Landhäusern, bald an irgend einem fleißigen Städtlein. Bald auch geht es durch graue Felsenwildnis, wo die Turteltaube nistet und wo die Schlupfwinkel der Schrecken des Gebirges sind: Räuber und wilde Tiere. Aber weder Räuber noch Raubkatze läßt sich blicken; von unsichtbarem himmlischem Weggeleit behütet, ziehen die zwei heiligen Wandersleute dahin.

Einmal, als der dritte Tag sich dem Ende zuneigt, kommen sie an einen schmalen Gebirgspfad, der steilauf von der breiten Gebirgsstraße durch ein Steingewirr hinanklettert.

Da rasten sie eine Weile unter

einer verkümmerten Steineiche, und Joseph sagt: „Wenn es dir nicht zu beschwerlich ist, o Maria, so wollen wir hier die Straße verlassen und diesen Pfad hinansteigen. Er führt nur einige hundert Ellen aufwärts durchs Gestein und läuft dann durch eine weite grüne Gebirgswiese, um dann ganz sanft wieder hinabzuführen auf die Bergstraße. Das weiche kühle Gras wird unsern heißen wandermüden Füßen gut tun. Auch haben wir dann ein gutes Stück des Weges abgeschnitten."

„Und ich werde früher ans Ziel und zum Dienst der Liebe kommen!" sagt Maria. „Nein, dieser Pfad ist mir nicht zu beschwerlich; wir wollen ihn hinansteigen!" Und sie setzt ihren zarten Fuß tapfer in den rauhen Stein.

„Warte!" sagt Joseph lächelnd, „ich werde vorauf gehen und an den steilen Stellen dir meine Hand reichen, auf daß du dich stützen kannst."

Es ist aber wirklich ein mühsamer und harter Weg für zarte Frauenfüße und Frauenkraft. Das denkt auch Joseph und macht sich im stillen Vorwürfe, als er die hellen Schweißtropfen sieht, die auf der weisen Stirn seiner Gefährtin stehen.

Sie aber lächelt über seinen kummervollen Blick und sagt: „Wir sind ja bald oben, und dann kommt die schöne weiche Wiese, von der du sprachst."

„Ja die schöne Wiese mit den vielen bunten Bergblumen, die jetzt blühen werden!" bestätigt Joseph. „Vor vielen Jahren bin ich mit meinem Vater diesen Weg gegangen. Er zeigte ihn mir und auch die Wiese."

Endlich sind sie oben. Und da steht Joseph erstaunt, bestürzt, völlig ratlos. Was sich da vor ihnen ausbreitet, ist nicht der weiche, grüne, blumendurchwobene Teppich einer Wiese,, sondern eine wilde, sonnenverbrannte Hochfläche, auf der sich große und kleine Disteln drängen, Kopf an Kopf. O, wie boshaft, wie kampfbereit starren sie den beiden friedlichen Wanderern entgegen!

Josephs Augen suchen einen Pfad, der etwa durch diese Stachelwildnis führe. Doch sie finden auch nicht das schmalste Pfädlein. Dann wendet er sich betrübt zu seiner Gefährtin und sagt: „Wie ist das nur möglich? Wie konnte die herrliche Bergwiese doch so zur Wildnis werden? Und wie sollen wir jetzt hinüberkommen? Zurück können wir nicht mehr, denn der Abstieg ist schwieriger als der Aufstieg, und zudem: der Abend ist nicht mehr fern!"

Maria aber antwortet zuversichtlich: „Tröste dich, Joseph! Der Herr, der uns bis hierher so glücklich geführt hat, wird uns auch weiter führen!"

Joseph schaut auf die zarten Füße der Auserwählten und seufzt. Nein, diese zarten, feinen Füße können nie und nimmer durch Dorn und Disteln wandeln.

Plötzlich kommt ihm ein Gedanke: er wird die holdse.igste hindurch tragen! Ja das wird er! Und seiner armen Füße wird er nicht achten. Mögen sie bluten.

Maria aber wehrt liebevoll ab.

O, wie dauern sie seine bloßen, müden Füße!

Ihre Augen gehen aufwärts zum leuchtenden Tagesgestirn, das schon zum Westen neigt. Ein leises Gebet gleitet von ihren Lippen, dann spricht sie zu Joseph: „Komm! Folge meinen Fußspuren!" und schreitet ihm voran zur Distelwildnis hinein.

Und, o Wunder! Die-bösen Stachelköpfe der Disteln, die angriffsbereiten Dörner weichen vor dem zarten Fuß der Gebenedeiten zurück!

Da schau! So weit der Saum ihres Gewandes geht, tut sich ein grünes grasiges Gäßlein auf. Und da, woihr Fuß hintrat, erblühen mit einem Male feine weiße Sternlein. Doch nein, es sind keine Sternlein, es sind feine weiße Blümlein, mit kleinen goldnen Sönnlein in der Mitte.

Joseph, der Zimmermann, steht in Staunen und Erfurcht. Dann aber schreitet er das Blütenwundergäßlein entlang. O, wie das weiche Gras, wie die zarten weißen Wunderblümlein seine heißen, wundgelaufenen Füße kühlen!

Und Joseph bückt sich hin und wieder und pflückt hier eins der weißen Wunderblümlein und dort und nennt sie im stillen „Marienblümlein".

Gar bald hat er ein ansehnliches Sträußlein beisammen. Am Ende der Distelwiese angelangt, da, wo das Pfädlein wieder abwärts führt zur Bergstraße, stehen sie still und schauen zurück. Und sie sehen: wie ein grünes sternbesticktes Samtband schlängelt sich das Wundergäßlein durch die graue Distelwildnis.

Da loben und preisen sie den Herrn, der so groß und wunderbar ist in seinen Werken.

Joseph aber reicht das Sträußlein, das er gepflückt hat, der Gebenedeiten hin.

Maria nimmt es dankbar an und lächelt süß dem Geber und auch den Blümlein zu. Und indem die Gebenedeite lächelt, erröten die holden, schneeweißen Blümlein,

Auf einsamen Posten

Von P. Joseph Egenolf, Obl. d. U. J. M.

Ein prächtiges Juniheft der „Monatsblätter" 1920 habe ich letzten Herbst erhalten. Es ist das Einzige, was ich bisher von der Zeitschrift seit dem Kriege gesehen. Ich weiß selbst nicht mehr, wie oft ich es schon gelesen habe und wie oft ich es noch lesen werde in der Zukunft. Welch eine Freude für mich, wenn eines schönen Tages sämtliche Jahrgänge seit 1913/14 hier anlangen würden!

Und in welche Versuchung hat mich die Schriftleitung geführt durch ihr: „Teile uns mit, ob Du deutsche Bücher wünschest!" Welch eine Frage! Als ob ich vielleicht in all den Jahren, die ich im nordischen Missionsleben verbracht, und wo ich nur sehr selten Gelegenheit fand, deutsch zu reden, die Liebe zur süßen Sprache meiner Kindheit und ihre Kenntnis verlernt hätte. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich die Werke unserer deutschen Patres besäße.

Jemand hat mir den „Hausschatz" und "Dreizehnlinden" versprochen und ich warte mit Spannung darauf. „Dreizehnlinden" ruft mir gewisse angenehme Jugendjahre zurück, wo ich ganze Stunden über diesem Buche sitzend zubrachte. Damals labte ich meinen Geist und mein Herz an dieser Dichtkunst, die so recht deutsches Denken und Fühlen darstellt.

Ich habe nur einen Laienbruder, Urban Droin, bei mir, der seit acht Jahern meine Einsamkeit teilt und mein bester Arbeitsgehilfe ist. Er kocht und wäscht nicht nur, er hält auch Schule für unsere Indianerkinder, hilft mir beim Fischen, Sägen, Zimmern und Bauen; er hält auch unsern Friedhof in Ordnung, kurzum, er leistet der Mission kostbare Dienste.

Was mein Befinden angeht, so geht es mir, Gott sei Dank, gut,. Aber ich sehne mich gewaltig nach einen deutschen Mitbruder. Seit vielen Jahren halte ich Wacht hier an den Grenzen der Eskimo-Steppen und versuche, die hier lebenden Montagnesen-Indianer zu christlich denkenden und zu christlich handelnden Menschen zu machen. Seit Jahren bin ich alleiniger Priester auf dieser entlegenen Mission. Außer unserem Bischof, Oblate wie ich, habe ich nie das Glück gehabt, einen priesterlichen Mitbruder hier zu begrüßen. Der weite Karibusee scheint wie ein großes Gespenst jeden Besucher abzuschrecken. Über zwanzigmal habe ich ihn durchkreuzen müssen, um hin und wieder wenigstens einmal die Lossprechung in der Beichte zu empfangen. An ein derartiges Leben hätte ich in früheren Jahren nie geglaubt, sebst wenn ein Engel es mir offenbart hätte. Ich hätte es einfach für unmöglich gehalten; jetzt weiß ich aus langjähriger Erfahrung, daß es nicht nur möglich, sondern auch Tatsache ist.

Wie eintönig auch das Leben hier im Norden auf den ersten Blick zu sein scheint, so ist es doch voll von Abwechselung. Wegen der ungeheuren Menge Schnees sind dieses Jahr meine Missionsreisen in die verschiedenen Indianerlager doppelt mühsam. Die Schneeschuhe stehen dieses Jahr mehr in Ehren denn je. Glücklich der Missionär, der gute Beine hat und an das Maschieren gewöhnt ist! Ihm bleibt manche Übermüdung erspart.

Gleich beim Eintritt des Winters hatte wir häufige und bedeutende Schneefälle. Die eben kaum zugefrorenen Seen und Flüsse waren bald in eine dich-

---

und ein leiser roter Schimmer bleibt wie ein Hauch auf den Spitzen der zarten Blütenblättlein zurück. — —

Unsern aber, an der Berglehne, steht im Abendsonnenschein ein weißes Landhaus, ein stilles, frommes Priesterhaus. Über dessen Schwelle wird die Gebenedeite heute noch das holde Blumenwunder tragen und das Heil. Dort wird sie zum ersten Mal als Mutter des Herrn begrüßt werden. Und dort wird sie den herrlichsten aller Lobgesänge singen.

Hochpreiset meine Seele den Herrn."

te Schneedecke eingehüllt, sodaß das Eis nicht gut stärker und fester werden konnte. Die notwendige Folge war, daß die schwache Eiskruste von der Last des Schnees so eingedrückt wurde, daß die ganze Oberfläche des Eises, sowohl auf den Seen als auch auf den Flüssen, mit Wasser bedeckt wurde. Das durchdringende Wasser vermischte sich mit dem Schnee und wurde zu einer Schneekruste. Diese jedoch war und ist bis heute noch nicht fest genug, um auch nur eine Last von hundert Pfund zu tragen. Auf den Reisen heißt es nun, sich einen Weg durch diese unliebsame Masse zu bahnen. Dabei hat man das unerwünschte Vergnügen, beständig Fußbäder zu nehmen. Erkältungen sind nicht leicht zu verhüten, und man kann von Glück reden, wenn diese nicht gefährlich werden. Die Schneeschuhe helfen gewiß über manche nassen Stellen hinweg, aber wo man es am wenigsten erwartet, da bricht man oft durch die dünne Schneeschicht und liegt im Schneewasser. Mit höchster Vorsicht werden darum diesen Winter die kleineren und größeren Seen und Flüsse befahren. Mit einer Stange in der Hand zur Untersuchung der Tragbarkeit des Eises muß beinahe ständig einer der Reisenden vor dem Hundeschlitten hergehen. Man atmet wirklich erleichtert auf, wenn man sie hinter sich hat und längere Zeit durch Busch und Wald reisen kann. Wenn auch hier der Schnee noch dichter ist und man nur mühsam vorwärts kommt, so hat man doch wenigstens festen, trockenen Boden unter den Füßen.

Gott sei Dank, habe ich die meisten und längsten meiner jährlichen Winterreisen bereits gemacht und wenn nicht Unvorhergesehenes eintritt, bleiben nur noch einige kürzere Reisen übrig.

Die Zwischenzeit der Missionsreisen benutze ich dann, um die uns noch fehlenden Bauhölzer heimzuschaffen. Seit zwei Jahren haben wir den Bau eines neuen Wohnhauses mit einer sich anschließenden kleinen Hauskapelle unternommen. Der Bau, 36×18 Fuß, ist natürlich kein Wunderwerk, aber er ist, soweit wir ihn bis heute fertig haben, standfest und zweckmäßig. Die heikle „Bretterfrage" bleibt immer noch zu lösen. Wie dankbar wäre ich, wenn die gütige göttliche Vorsehung uns etwa 1200 Quadratfuß Bretter verschaffen würde! Tagtäglich beinahe versuche ich die Bretterfrage für die Fußböden des Baues zu lösen und komme zu keinem befriedigenden Ergebnis. Je größer jedoch die Schwierigkeiten und je unüberwindbarer die sich mir bietenden Hindernisse zu sein scheinen, um so stärker und fester

Ich möchte heim

Von Karl Gerock.

Ich möchte heim — mich zieht's dem Vaterhaus,
Dem Vaterherzen zu,
Fort aus der Welt verworrenem Gebrause
Zur stillen, tiefen Ruh.
Mit tausend Wünschen bin ich ausgegangen,
Heim kehr ich mit bscheidenem Verlangen,
Noch hegt mein Herz nur einer Hoffnung Keim:
Ich möchte heim!
Ich möchte heim, das Schifflein sucht den Hafen,
Das Bächlein läuft ins Meer,
Das Kindlein legt im Mutterarm sich schlafen,
Und ich will auch nicht mehr.
Manch Lied hab ich in Lust und Leid gesungen,
Wie ein Geschätz ist Leid und Lust verklungen,
Im Herzen blieb mir noch der letzte Reim:
Ich möchte heim!

---

wird mein Vertrauen auf die Hilfe Gottes. Mittlerweile gehe ich hin und wieder auf die „Holzsuche.". Habe ich den einen oder den anderen zum Schneiden kleiner Bretter geeigneten Baumstamm entdeckt, dann wird er sofort gefällt und auf den Hundeschlitten unter tausend Mühseligkeiten heimgeschleppt. Dabei rinnt, obschon mitten im Winter, mancher dicke Schweißtropfen herunter. Nächstes Frühjahr müssen dann, wenn möglich, diese kaum zu Brettern sich eignenden Bäume mittels einer Handsäge geschnitten werden. Das ist eine hohe Anforderung an unsere schwachen Arme. Dampf-, Wasser- oder Windmühlen zum Bretterschneiden müssen wir der Zivilisation überlassen, da wir nicht die nötigen Mittel und Kräfte haben, solche Maschienen einzurichten!

Zu all dem kommen noch die gewöhnlichen tagtäglichen Lebenssorgen, ich meine das Herbeischaffen des nötigen Brennholzes, des Karibufleisches und der Fische für uns selbst und für unsere Hunde. Daß man nicht immer erfolgreich ist in diesen Arbeiten, versteht sich von selbst. Ein Mißerfolg bedeutet da oft harte Entbehrung und Leiden. Letztere machen einen Menschen schließlich sehr anspruchslos und einfach. Man lernt recht klar im nordischen Missionsleben, wie gering die eigentlichen Lebensbedürfnisse des Einzelnen sind in dieser Welt. Die

Der Rucksack

Von Hermann Dreßler.

Herr Lorenz war ein kleiner, bescheidener Mann von anspruchslosem Äußeren. Der kaffeebraune Rock und die schiefergrauen Hosen waren der eiserne Bestand seines Kleiderschrankes. Schon die ältesten Nachbarn seines Mansardenstübchens kannten diese beiden Bekleidungsstücke. Der Mantel, der sie während der rauhen Jahreszeit überdeckte, brachte die einzige Abwechselung hervor. Und auch er blieb immer derselbe, erhielt höchstens einmal in der chemischen Färberei von C. G. Höhne u. Co. eine andere Färbung. Daß auch das Haupt eines so konservativ denkenden Mannes nicht allzu oft einen Wechsel in der Bedeckung vertragen konnte, ist selbstverständlich.

In diesen Kleidungsstücken hing — man verzeihe diese Ausdrucksweise — der Besitzer. Er hing, sage ich, denn wenn das schwächliche Männlein die Straße herabkam, so machte es tatsächlich den Eindruck, als müßten ihn sein Überkleider, einem treuen, teilnehmenden Freunde gleich, im Leben aufrechterhalten. Dafür strich er sie zu Hause auch jeden Tag sorgfältig, fast liebreich und schonend mit einer alten Kleiderbürste, deren Haare gezählt schienen.

Er hing darin! Die schmale Brust drohte ganz einzusinken, der Kopf ließ sich müde herabfallen, die grauen Augen waren beständig auf das Plaster des Fußweges geheftet. Die Arme baumelten rechts und links schlaff herab und wetzten mit den Ärmelenden an den Klappen der Rocktaschen. Die Beine schlürften müde über das Pflaster, die Knie waren so gegebeugt, als ob ihnen selbst die geringe Last des kleinen Körpers zu schwer sei.

Ach, was weiß der Gesunde, Kraftstrotzende vom Elend eines solchen Lebens, das doch viele durch Geburt und ander Gebrechen schuldlos tragen müssen! Ganz fern sei es mir deshalb auch, darüber Spott treiben zu wollen. Könnten wir manchmal in die Seele eines solchen Unglücklichen hineinsehen, wenn er sich nachts schlaflos auf seinem Lager herumwirft, wie tief und echt würde unser Mitleiden sein!

Daß ich es nun gleich heraussage: Herr Lorenz hatte eine bekannte tödliche Krankheit. Wir wußten es alle. Auf seinen Wangen brannte das verräterische Feuer, mit dem diese Krankheit zuerst ihr Eintreffen kundgibt. Sein Atem ging kurz und strömte unter pfeifendem Geräusch hervor. Seine Stimme haben wir wohl niemals gehört—nur den hartnäckigen Husten.

Wir wußten es alle, am besten seine Wirtin, Frau Röder, die sich in herzlichem Mitleide um ihren Mieter bemühte. Nur er— er wußte es nicht oder wollte es nicht wissen es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß der Mensch sich über seine Schwächen—wei-

---

Einbildung mag wohl dem Menschen tausend Vorspiegelungen von Notwendigkeiten machen; Tatsachen ud Wirklichkeit strafen sie aber oft Lüge. Man braucht in der Tat wenig, sehr wenig zum Leben; ich weiß es aus langjähriger Erfahrung!

Unter allen Erscheinungen im Leben eines Missionars ist wohl der religiöse Zustand der ihm anvertrauten Indianer die wichtigste und ihn am meisten angehende Frage. Nur ein Wort hierüber

Ohne Übertreibung und Bemäntelung der Tatsachen kann man auch von religiöser Gleichgültigkeit unter unseren Indianern reden. Die fabelhaften Preise, die sie in den letzte Jahren für ihre Pelze erhielten, haben ihnen weder zeitlich noch geistig genützt. Das Geld war aber bald verschwendet und zwar in der unsinnigsten Weise. Keiner unserer Indianer ist trotz der für einen Augenblick aufgehäuften Reichtümer auf einen grünen Zweig gekommen. Erschlaffung im geistigen Leben, d. h. in der Ausübung ihrer religiösen Pfichten war die einzige traurige, bleibende Folge ihres irdischen Wohlseins. Einmal diese süße, giftige Frucht verkostet, strengen sie sich nun an, selbst mit Vefnachlässigung der aus der Religion fließenden geistigen Güter, die Seifenblasen der irdischen Güter zu erhaschen. Es tut einem wirklich in der Seele leid, die armen, großen Kinder der Wildnis so irren zu sehen. Die rufende Stimme des Missionars verklingt leider nur zu oft erfolglos.



Sein Beruf nährte ihn gerade, da er ohne große Ansprüche durchs Leben ging. Er war Schreiber in einem Kontor. Und zufrieden mit allem, was das Schicksal ihm gewährte, freute er sich in seiner naiven, bescheidenen Weise über sein kleines Gehalt. Er leistete sich nicht das geringste Vergnügen, außer daß er sich Sonntags früh statt der Brotsuppe eine Tasse Kackao von Frau Röder kochen ließ. Dabei fühlte er sich ganz überschwenglich glücklich.

Halt! Doch nicht ganz! Eine Sehnsucht trug er in der kranken Brust und hoffte schon seit Jahren, daß sie ihm in Erfüllung gehen sollte: das war eine große Reise. An den Rhein wollte er, an den Rhein, von dem so viele schöne Lieder gesungen wurden, deren Texte ihm noch von der Schulzeit her im Gedächtnisse waren. An den Rhein um jeden Preis.

Er sparte schon seit Jahren dazu, aber das Blechbüchslein im Tischkasten wollte nicht voll werden. Jeden Abend, wenn er heim kam, rechnete er immer von neuem wieder, wie viel er wenigstens haben müßte, um seine geplante Reise antreten zu können. Nachdem er dann Bleistift und Papier beiseite gelegt hatte, zog er einen alten Bädeker hervor, den er sich bei einem Altbuchhändler billig erstanden hatte, und fing darin an zu lesen, bis ihn Frau Röder aus seinen seligen Zukunftsträumen riß mit der sanften Mahnung, doch endlich schlafen zu gehen. Dann lächelte er gewöhnlich überglücklich vor sich hin, verwahrte sein Büchlein im Tischkasten und ging mit heiterem Gesicht zur Ruhe, als könnte er morgen bereits mit dem Frühzuge, dessen Abfahrtszeit er längst im Kopfe hatte, nach Frankfurt abdampfen.

cher Art sie auch seien—am liebsten hinwegtäuscht.

Das trat bei Herrn Lorenz sehr auffällig zutage. Wenn ihn Frau Röder an rauhen Herbsttagen ermahnte: „Herr Lorenz, ziehen Sie heute den Mantel an und atmen Sie recht vorsichtig! Sie sind nun einmal schwach auf der Brust," so erwiderte er regelmäßig: „Aber liebste Frau Röder! (Hier mußte er schon Atem holen!) Ich bitte Sie, meine Brust ist doch breit und wetterfest. Ich habe schon als zwölfjähriger Knabe einen Dauerlauf von zwanzig Minuten gemacht," und eilte hüstelnd und keuchend die Treppe hinunter, am zweiten Treppenabsatz bereits ausruhend.

Wenn er dann früh erwachte, kam ihm mit dem nüchternen Scheine des dämmernden Tageslichtes jedoch Bedenken an der jemaligen Ausführbarkeit seiner Absicht. Wie kannst du deine dreißig Taler im Sparbüchslein schneller vermehren? Das ging ihm beständig durch den Sinn. Auf die Sparkasse tragen? Zu unsicher! —Ausleihen? Auf keinen Fall! —Lotterie? Wer weiß!

Früher hatte er den Gedanken an die Lotterie mit Entrüstung aus seinem Kopfe gestoßen, jetzt, heute reifte er ihm fast zum Entschluß. Aber erst mußte er Frau Röders Meinung hören.

Voll Würde und mit großem Wordschwall eröffnete er ihr seinen Entschluß: sich an einem Lose mit einem Zehntel beteiligen zu wollen.

Warum nicht, Herr Lorenz? Versuchen Sie doch einmal Ihr Glück! Wer weiß! Vielleicht gelingt es. Ich wünsche es Ihnen von ganzem Herzen!

Froh über diese Zustimmung eilte er an diesem Morgen in seine Schreibstube. Die anderen Beamten machten erstaunte Gesichter, als sie hörten, daß Herr Lorenz sich diesmal mit fünf Mark beteiligen wollte. Obgleich einige spöttische Witze darüber gerissen wurden, gönnten ihm doch alle einen möglichst günstigen Erfolg. Zwar rieten sie ihm, nicht eine Reise zu machen, das sei für ihn zu anstrengend, sondern seinen Urlaub in Thüringen oder sonstwo in aller Ruhe zu verbringen und sich zu erholen.

Erholen? Ich bin doch ein gesunder Mensch. Meine Brust ist doch breit und wetterfest. Ich habe schon als zwölfjähriger Junge einen Dauerlauf von zwanzig Minuten gemacht. Nein, nein! An den Rhein, um jeden Preis!

Und er hatte Glück. Seine Nummer fiel am zweiten Tage der Ziehung in die Fünfhundert, und schon am Nachmittage bekam er durch den Lossammler gegen fünfzig Mark ausgezahlt.

Fünfzig Mark! Er war überglücklich. Er eilte hocherfreut zu seinem Chef, ihm die Jubelkunde zu bringen und zugleich um einen dreiwöchigen Urlaub nachzusuchen. Der wurde ihm natürlich gewährt, und nun ging's heimwärts.

Frau Röder, was würde die sagen! Die Freude richtete ihn ordentlich auf; sein Gang war heute viel elastischer als sonst, und schon nach füuf Minuten war er die vier Treppen zu seiner Wohnung emporgeeilt.

Hei! War das eine Freude, als er vor Fr au Röders erstauntem Gesicht fünf kleine Goldfüchslein auf den Tisch zählte und dazu ausrief: Rheingold, Frau Röder, Rheingold! In drei Tagen geht die Reise ab. Bis dahin habe ich noch viel vorzubereiten. Bitte, legen Sie mir für vierzehn Tage Wäsche her, die muß ich mitnehmen. Dann ein Stück Seife und was ich sonst noch brauche. Sie bekommen dafür von Heidelberg eine bunte Ansichtskarte, gute Frau Röder.

Dann setzte er sich und sah nochmals nach allen Zugverbindungen.

Nun schüttelte er den gesamtn Schatz auf den Tisch. Einhundertdreißig Mark! So viel Geld! Er rechnete aus: fünfundvierzig Mark Fahrt, bleiben fünfundachtzig Mark für vierzehn Tage, den



Komm Kätzchen!

Tag zu fünf Mark gerechnet, macht siebzig Mark. Bleiben fünfzehn Mark als Rücklage. Ja so! Nun muß ich doch noch manches einkaufen: Nr. 1 einen Rucksack, der ist unentbehrlich. Und weil das noch die letzte Reise ist, die ich unternehme, werde ich mir gleich einen besseren kaufen, für fünf Mark, wie er beim Riemer hängt.

Er stand auf und ging, um dieses wichtige Reisemittel zu erhandeln. Er nahm sich gar nicht Zeit, Mittagbrot zu essen. Die Freude machte ihn vorderhand satt.

Er ging zum nächsten Sattler, trat ein und fragte nach den Preisen, ließ sich mehrere Rucksäcke zeigen und sagte endlich, er wolle erst noch in anderen Geschäften nachfragen, sodaß der Verkäufer sich wunderte, woher der schüchterne Mann auf einmal dieses selbstbewußte Auftreten und diese Gesprächigkeit hatte. Überall erzählte er von seinem Vorhaben, und bald wußten es mehrere Straßen: Herr Lorenz macht eine Rheinreise.

Endlich hatte er einen Rucksack erhandelt, aus braunem Segeltuch, mit drei Taschen und schönen breiten Riemen. Er bat extra, ihn nicht einzuschlagen, sondern hing ihn an den Arm und trug ihn stolz durch die Straßen und in seine Wohnung hinauf.

Hier mußte er sich setzen. Seine Kraft begann nachzulassen. Zwar leuchteten seine Augen noch immer in freudigem Glanze, aber mit ihrem Feuer wetteiferte das Rot, das sich auf seinen hervorspringenden Backenknochen malte und immer um sich griff.

Voll ernster Besorgnis betrachtete Frau Röder die schwache Erscheinung, die dort am Tische saß



So soll es sein, unser Gutsein!

und wohl schon zum zehnten Male den neuen Rucksach packte, die Reisegegenstände immer wieder in andere Taschen verteilte und ihn dann auf den Rücken schnallte, probeweise ein paarmal im Zimmer auf und ab lief und mit glänzenden Augen vor Frau Röder stehen blieb und fragte: Na, Frau Röder! Wie sieht das aus hm?

So ging der Rest des Tages hin. Auf vieles Bitten, Mahnen und Drängen seiner Wirtin legte sich der Glückliche endlich zu Bett. Noch zweimal schlafe ich hier, Frau Röder, dann—

Gute Nacht!

— — — — — — —

Am Morgen konnte er nicht aufstehen. Er hatte schlecht geschlafen, fühlte sich matt und klagte über Schmerzen in der Brust. Sein Gesicht war noch mehr eingefallen, und die fieberhafte Röte hatte vollen Besitz bis zur Stirne hinauf ergriffen.

Sie sind krank, Herr Lorenz. Sie sollten den Arzt kommen lassen!

Aber beste Frau Röder, mir fehlt durchaus nichts. Ich habe mich gestern etwas übernommen. Das ist alles. Morgen bin ich wieder gesund, und übermorgen geht es ab nach Frankfurt mit dem Frühzuge. Wann war es doch? Ach richtig, sechs Uhr fünfzehn Minuten. Bitte, geben Sie mir doch das Kursbuch einmal herüber, Frau Röder, und legen Sie meinen Rucksack hier neben das Bett auf den Tisch! So— ich danke. Ich — —

Da übermannte ihn der schmerzhafte Husten, und diesmal —Frau Röder erbleichte vor Schreck — Blut!

Allmächtiger Gott, Herr Lorenz! Jetzt hole ich den Arzt.

Nein, nein — Frau — Röder! Lassen Sie — das hat nichts — zu bedeuten. — Sehen Sie, ich bin — ja im — immer etwas — vollblütig gewesen — und jetzt — Ich habe vorige Woche — etwas üppig ge — lebt. Sie — wissen ja, ich ha — habe — zwei Tassen Milch getrunken. Das will — will wieder — heraus.

Müde sank er zurück. Die bleichen Hände nestelten an den Taschen des Rucksackes, packten ein, dann wieder aus und wieder ein. Dann blätterten sie im Bädeker.

Seite 44 — hier: Heidelberg — schöne Stadt — am Ne — Neckar — ge — le — gen . . .

Wieder rann der Lebensquell in schmalem Rinnsal aus lallenden Munde. Der Atem wurde schwächer und kürzer. Die Augen waren fast ganz geschlossen, aber Frieden und Freude sprachen aus dem erbleichenden Antlitz.

Frau Röder stand leise weinend daneben. Da richtete er sich auf: Frau Röder! Ach bitte — schnell — den Rucksack! Es — ist höchste — Zeit — nach — !

Ermattet sank er zurück. Ja, es war höchste Zeit, das Röcheln — dieses entsetzliche Ringen nach Luft — sprach deutlich genug.

Frau Röder holte ihr Gebetbuch und kniete neben dem Sterbenden nieder, dessen Hände noch immer die Riemen des Rucksackes umfaßt hielten. — —

Bald darauf trat Herr Lorenz seine Reise an — eine Reise, zu der er keinen Rucksack brauchte, von der auch niemand wiederkehrt.

Niemals sollen wir Böses reden von denen, die wider uns sind; vielmehr müssen wir, um die Ehre des Nächsten zu schonen, Verachtung und Beschämung gutwillig auf uns nehmen.

Unser Gutsein

Wie eine Quelle in den Bergen,
So lebendig, klar und frisch und rein,
So soll es sein, Unser Gutsein!
Dann soll es zu den Brüdern und Schwestern hinströmen,
Und wenn es dort sich hingegeben, dann wird es,
Einer Blume gleich, ins Sonnenhafte wachsen,
Hin zu Gott!

Gertrud Massen

Aus deinem ganzen Herzen fürchte den Herrn
und ehre seine Priester!

Herr, wenn ich dich nicht bei mir wüßte,

ich wagte nicht, den Weg zu gehen;
Denn Dunkel liegt auf jedem Tage,
Und Schweigen nur wird jeder Frage,
Und doch will ich nicht mutlos werden,
Und Sorgen düster mich umstehen.
Ich weiß, du läßt mich nicht allein;
Muß ich durch Einsamkeiten gehen,
Muß ich bedrängt und hilflos stehen,
Du wirst doch immer bei mir sein.
Und wenn mir deiner Weisheit Pläne
Auch hart und unbegreiflich sind,
So will ich dennoch dir vertrauen,
Will unerschütterlich auf dich bauen,
Du bist der Vater . . . . ich dein Kind!

"Und wär's ein Stündlein nur am Tag,
wie Amboßruh nach Hammerschlag,
wie Räderstehn am Mühlenstein,
einmal muß Stille in dir sein!
Einmal muß Stille in dir sein:
einmal kehr bei dir selber ein
aus Alltagshast und Werktagslast
zu einsam stiller Seelenrast!
Einmal sei bei dir selber Gast,
der treusten Zuflucht, die du hast;
sonst macht die Knochenmühl dich taub,
erstickt dein Ich im Erdenstaub!"
sonst macht die Knochenmühl dich taub,

Rosa von Tannenburg

Nach Christoph von Schmid

neu erzählt von

Eduard Drexl

Fortsetzung

Rosa warf sich dem grausamen Ritter weinend zu Füßen und flehte um Erbarmen für ihren Vater. Der Wütterich stieß sie von sich und ging mit stolzen Schritten zur Tür hinaus. Edelbert wurde gefesselt und zwei Kriegsknechte hielten vor der Tür Wache.

Kunerich hatte den Augenblick, da Edelbert seine tapfere Rechte nicht gebrauchen konnte,für den günstigen gehalten, seine glühende Rache in helle Flammen ausbrechen zu lassen. Er hatte überdies noch so lang zugewartet, bis Edelberts tapferste Krieger mit demHerzoge zu Felde gezogen waren und ihn also nicht schützen konnten. Unter den wenigen Leuten, die der Burg zur Besatzung diente, hatte er einen feigen, nichtsnutzigen Kriegsknecht durch Geld gewonnen. Dieser hatte ihm zur Nacht ein geheimes, von Feldtrümmern und Dorngesträuch verstecktes Pförtchen geöffnet. Die übrigen Kriegsknechte hatten die eindringenden Feinde zu spät bemerkt und wurden trotz des heftigsten Wiederstandes in wenigen Augenblicken überwältigt und zu Boden geworfen. So kam es, daß Kunrich plötzlich in Edelberts Wohnstube eindringen und ihn inmitten seiner Burg zum Gefangenen machen konnte.

Viertes Kapitel

Rosa wird von ihrem Vater getrennt.

Edelbert saß in seinen Ketten traurig an dem erlöschenden Kaminfeuer. Rose kniete weinend, jammernd und betend bei ihm. Sie rang die Hände und blickte mit ihren tränenvollen Augen zu ihrem Vater auf. Es war ihr nicht anders, als sähe sie bei dem rötlichen Scheine der ersterbenden Glut sein Bild bloß im Traume.

Durch das ganze Schloß hin hallte der wilde Lärm der plündernden und zechenden Feinde. In der Stube war es aber so still und düster wie in einer Totengruft, die nur von einer schwachen, trüben Lampe erhellt ist. Rosa seufzte zuweilen schwer auf.

Edelbert brach endlich das Schweigen. „Fasse dich, liebes Kind," sprach er, „und trockne deine Tränen! Dieses Leiden hat Gott gesandt. Laß uns seine Hand küssen, auch wenn sie uns schlägt. Er tut nur weh, um wohl zu tun. Er wird auch diesen harten Schlag zu unserm besten lenken. Wir sind in Gottes Hand; gegen seinen Willen kann uns nichts geschehn.Im Vertrauen auf ihn wollen wir also feststehn. Ja, ich glaube, mein Wohl steht jetzt fester gegründet denn je. Vorhin vertraute ich zu viel auf die Gunst des Kaisers und auf die Gunst des Herzogs. Allein diese haben jetzt für sich selbst zu tun und können sich kaum iher mächtigen Feinde erwehren. Ich verließ mich wohl gar auf Stein und Eisen, auf Mauern und Riegel; jetzt verlasse ich mich auf Gott allein. Er sei von nun an mein einziger, liebreicher und treuer Beschützer und feste Burg."

„Wir werden nun bald von einander scheiden müssen, liebste Tochter!" sagte er nach einer Weile.

„O, rede doch nicht vom Scheiden, liebster Vater!" rief Rosa, ihm um denHals fallend. „Aus deinen Armen sollen sie mich nicht reißen! Ich gehe mit dir in das Gefängnis und in den Tod."

„Liebe Rosa," sprach der Vater ruhig, „das wird Kunerich nie zugeben, daß du bei mir bleibst. Diesen Trost gönnt er mir nicht. Noch einmal müssen wir scheiden! Höre aber jetzt meinen Rat. Auf dich achtet wegen deines zarten Alters wohl niemand sonderlich. Suche also aus dem Schlosse zu entkommen, damit du dein Leben nicht etwa, gleich einer

Sklavin, in schmählicher Dienstbarkeit zubringen müssest. Einer oder der andere meiner Diener wird dir zur Flucht behilflich sein.

Dieses Schloß und alles, was darin ist, nimmt nun Kunerich in Besitz. Du bist ein sehr, sehr armes Mädchen geworden, ärmer als das geringste Söldnermädchen in meiner Herrschaft. Doch verzage nicht. Zeitliche Güter verdienen es nicht, daß wir uns über ihren Verlust betrüben. Es gibt noch edlere Schätze, mein liebes Kind, die uns kein Schicksal und kein Tod rauben kann; Schätze, gegen die Geld, Perlen und Edelsteine nichts sind — ich meine Frömmigkeit, Keuschheit, Sanftmut und Fleiß. Wenn dir nur dieses Erbteil deiner Mutter bleibt, so bist du reich genug!

Hast du dich aus der Burg gerettet, so suche unseren guten Kohlenbrenner, den ehrlichen Burkhard, auf. Er und sein frommes Weib werden für dich sorgen. Da kannst du in stiller Verborgenheit leben, bis er dich auf der Burg eines meiner Freunde unterbringt. Und solltest du auch jahrelang bei ihm bleiben, ja dein ganzes Leben unter seinem niedrigen Dache zubringen müssen, so laß es deinen Trost sein, daß man auch in einer Hütte zufrieden leben und selig sterben kann. Und das ist am Ende doch das Beste!

Schäme dich der ländlichen Arbeiten nicht. Die Schwielen an den Fingern der fleißigen Hand verdienen mehr Achtung als Edelsteine und Perlen. O, wie gut bekommt es dir jetzt, daß dich deine selige Mutter an Arbeitsamkeit gewohnte und dich dein Glück nicht in eitlem Putze, köstlichen Speisen und und rauschenden Lustbarkeiten suchen lehrte.

Mit fleißiger Arbeit vereinige frommes Gebet. Wir sind Leib und Seele. Der Leib soll arbeiten; der Geist sich zu Gott erheben. Arbeit gewinnt Brot für den Leib; Gebet nährt die Seele. Wenn du also auch die Sichel in die Hand nehmen mußt, so habe Gott im Herzen. Stetes Andenken an Gott kann auch die geringsten Arbeiten veredeln.

Vor allem bewahre deine Unschuld. Fliehe Menschen, die solche Reden führen, über die du erröten mußt. Ich kann nicht mehr auf dich achthaben und nicht mehr dein guter Engel sein. Denk', daß Gott dich überall sieht und daß er auch in dein Herz blickt. Tue also nie Böses — ja denke nicht einmal Böses.

Um mich sei unbesorgt. Bete für mich und laß den lieben Gott sorgen. Ich weiß gewiß, er verläßt mich nicht. Dein frommes Gebet wird nicht unerhört bleiben. So hart mein Schicksal sein mag, Gott kann es mir leicht machen. Gott ist überall, nur im Herzen des Bösewichts nicht. Er wird auch im Kerker mit mir sein. Vertrau' auf ihn, wie ich auf ihn vertraue!—

Er wird, wie ich es getrost hoffe, mich einst wieder aus der Gefangenschaft befreien. Sollte es aber das letztemal sein, daß du, liebste Tochtea, das Angesicht deines Vaters siehst, und sollte ich lebenslang im Kerker schmachten müssen — so laß mir nur den Trost, daß ich in meinem Elende denken kann: Meine Rosa vergißt die Ermahnungen ihres Vaters nicht — sie tritt in die Fußtapfen ihrer frommen Mutter ein, sie ist ihrer Eltern und gottseliger Voreltern wert.

Wenn du hören solltest, der Tod habe meine Ketten auf immer gelöst, so denke, jene letzten Worte deiner Mutter waren auch die letzten, die mein Vater mir bei dem Abschiede sagte! Befolge diese Worte, so wird Gott, der aus unerforschlichen, aber gewiß weisen und liebevollen Absichten dir schon früher deine Mutter nahm, uns alle drei im Himmel wieder zu vereinigen.

Und sieh' da — ich habe heute eben die goldene Denkmünze getragen, die ich ehemals aus der Hand des Kaisers erhielt. Ich habe sie, als vorhin die Feinde zur Tür hereinkamen, hier unter meinem Kleide verborgen. Ach, ich kann sie ohne Schmerz nicht ansehen! Wie unbeständig ist doch das Glück auf Erden! Ehemals hat mich der Kaiser mit dieser goldenen Kette beehrt; jetzt muß ich, gleich einem Übeltäter, diese eiserne Kette tragen!

Nimm das goldene Ehrenzeichen indessen zum Andenken an mich! Verkauf es nicht, auch nicht in der größten Not. Es kann, wenn ich einmal nicht mehr lebe, für dich von Wichtigkeit sein. Du kannst dadurch vielleicht einst beweisen, daß du aus dem rühmlichen Geschlechte der Edlen von Tannenburg abstammst. — Und nun knie nieder, liebste Tochter, damit ich dich noch segne!"

Rosa kniete weinend nieder, faltete die Hände und neigte ihr liebliches Angesicht.

Der Vater legte ihr seine gefesselte Hand auf das Haupt und sprach: „Gott, der Allmächtige, segne dich und die Gnade unseres Herrn und Heilandes sei mit dir ewig."

Rosa zerfloß in Tränen.

Der Vater schloß sie noch einmal in seine Arme und sagte, indem er selbst in Tränen ausbrach: „Ich werde deiner nie vergessen und in meinem Kerker stets für dich beten. Versprich auch du mir, daß du meine treuen väterlichen Ermahnungen nicht vergessen, sondern sie treulich befolgen wollest."

„O, alles," sprach Rosa schluchzend, „alles will ich mit Freuden tun, was du mir gesagt hast; nur eines nicht! Ach, ich kann dich nicht verlassen! Verlange es nicht, daß ich entfliehen solle! Vielleicht können meine Bitten, meine heißen Tränen diesen hartherzigen Ritter bewegen, daß er mir gestatte, dir in die Gefangenschaft zu folgen und dich im Gefängnisse zu bedienen."

Jetzt entstand im Schlosse aufs neue Lärm. Der feindliche Ritter befahl seinen Leuten aufzubrechen; nur einigen gebot er als Besatzung in der Burg zurückzubleiben. Bewaffnete drangen in Edelberts Zimmer. Rosa hielt sich an ihrem Vater fest und bat, sie mit ihm ins Gefängnis zu bringen. Sie wurde ihm mit Gewalt aus den Armen gerissen.

Edelbert wurde hinunter geführt in den Schloßhof, der von mehreren brennenden Pechfackeln beleuchtet war. Die Schloßtore standen weit offen. Eine Menge seiner Kriegsknechte zu Pferd waren eingedrungen. Kunerichs Kriegsroß, mit schimmerndem Zaume und purpurner Decke geschmückt, befand sich darunter. Den trefflichen, hochberühmten Edelbert setzte man auf einen schlechten Karren. Zwei große Wagen, die ihm gehörten, standen mit geraubten Gütern hochbeladen da. Edelbert mußte es mit ansehen, wie seine Zugpferde aus dem Stalle geführt und vor die Wagen gespant wurden. Der gute Mann, der von seiner Wunde noch nicht ganz hergestellt war, zitterte auf dem elenden, offenen Fuhrwerke schon vor Nässe und Frost, bevor man aufbrach. Endlich kam Ritter Kunerich in den Hof und schwang sich auf sein Pferd. Reiter umringten den Karren. Jauchzend und mit wildem Getümmel zogen sie eilends zum Tore über die donnernde Fallbrücke hinaus.

Den steilen Berg hinunter ging es langsamer. Rosa holte den Zug ein. Kunerich ritt neben dem Karren, auf dem ihr Vater saß. Weinend und flehend drängte sie sich zwischen Kunerichs Pferd und den Karren und bat mit aufgehobenen Armen, sich zu ihrem Vater setzen zu dürfen. Allein Kunerich tat, als hörte er sie nicht; er sah sie garnicht an und blickte, die linke Hand in die Seite gestemmt und in der rechten das bloße Schwert, trotzig umher.

Unten am Berge rief er. „Nun vorwärts!" Alle gaben ihren Pferden die Sporen, die Fuhrleute schlugen mit den Peitschen auf die Rosse und mit wilder Eile ritten und fuhren alle davon. Rosa lief in Sturm und Regen nach, bis ihre Kräfte erschöpft waren und der Zug endlich aus ihren Augen in Wald und Nacht verschwand.

Fünftes Kapitel.

Rosa nimmt ihre Zuflucht zu dem Köhler.

Rosa, die nur selten, niemals aber ohne Begleitung aus dem Schlosse gekommen war, befand sich nun bei finsterer Nacht, bei Sturm und Regen, unter freiem Himmel, einsam und allein. Sie suchte nach einem trockenen Plätzchen, wo sie sich hinsetzen und den Tag erwarten könnte. Endlich kam sie an ein dichtes Gebüsch von jungen Tannen, in dem sie gegen die Nässe und den Sturm einigen Schutz fand. Furcht fühlte sie nicht hier so allein zu übernachten. Ihr Kummer ließ sie wenig auf die Schrecknisse dieser schauerlichen Nacht achten. Sie hatte keinen anderen Gedanken als die Sorge um ihren Vater und weinte, jammerte und betete — daß es einen Stein hätte rühren können.

Als der Morgenhimmel anfing grau zu werden, kroch sie aus dem Dickicht hervor und blickte um sich. Sie sah den Turm ihrer väterlichen Burg, schon etwas vom Morgenlichte erhellt, aus den Tauspitzen des Berges hervorragen und brach aufs neue in Tränen aus.

„Wie gern," sprach sie, „möchte ich meine väterliche Wohnung noch einmal besuchen! Vielleicht träfe ich dort doch noch den einen oder den andern von den treuen Dienern meines Vaters an, der sich meiner erbarmte und mir zu dem guten Burkhard den Weg zeigte. Allein die Wohnung, in der ich geboren und erzogen worden, ist nun für mich wohl auf immer verschlossen. Kaum war ich zum Tore hinaus, so wurde das Tor verriegelt und die Fallbrücke aufgezogen."

Traurig ging sie dem Walde zu, in dem der ehrliche Kohlenbrenner wohnte.

Sie kannte die Gegend aus den Erzählungen ihres Vaters nur beiläufig.

Tief im Walde erhoben sich ein Paar rauhe, finstere Berge. Zwischen diesen zwei Bergen lag die Köhlerwohnung. Es war ungefähr zwei Meilen da-

hin. Rosa faßte die beiden Berggipfel wohl ins Auge und nahm ihren Weg so, als wollte sie mitten zwischen denselben hindurchgehen. Allein sie fand in dem wilden Walde weder Weg noch Steg. Sie mußte sich mit Mühe bald durch ein Dickicht hindurcharbeiten bald einen Sumpf umgehen, bald einen Waldbach durchwaten. Der Wald wurde, je weiter sie kam, immer dichter und hinderte sie, von den zwei Bergen das geringste zu sehen. Der Mittag war bereits vorbei und noch immer wollte kein Berg kommen. Sie wanderte mutig weiter. Da fing es, keine zehn Schritte vor ihr, in dem Gebüsch plötzlich an mächtig zu rauschen und zu krachen. Ein großer Hirsch mit hohem, zackigem Geweih erhob sich, starrte sie mit seinen weitgeöffneten schwarzen Augen an, wandte sich dann seitwärts und brach sich durch die Zweige einen Weg.

Rosa setzte ihren Weg unermüdet fort. Jetzt schreckte sie auf einmal das Grunzen eines wilden Schweines. Sie blickte hin. Das ungeheure Tier hatte in einem Sumpfe gewühlt, stand auf, blickte grimmig aus seinen kleinen Augen und drohte ihr mit seinen fürchterlichen Zähnen. Rosa ergriff eilends die Flucht und kam fast außer Atem. Dichte Gesträuche hielten sie endlich auf. Sie setzte sich ermüdet unter einen Baum, dessen niedrigste Äste sie zu ersteigen dachte, wenn das Tier nachkäme. Sie horchte beständig, allein alles blieb ruhig und stille. Sie hatte sich aber nun ganz verirrt; sie wußte durchaus nicht mehr, welchen Weg sie nehmen solle, und die Sonne neigte sich bereits zum Untergange.

„Ach," seufzte die arme Rosa, „ich werde wohl in diesem fürchterlichen Walde unter den wilden Tieren einsam übernachten müssen."

Der Hunger, den sie vor Jammer über das Schicksal ihres Vaters bisher wenig gefühlt hatte, fing jetzt an sie so sehr zu quälen, daß sie zu verschmachten fürchtete. Beinahe ganz entkräftet machte sie sich wieder auf und erreichte eine kleine Anhöhe im Walde, auf der sie freier um sich blicken konnte. Schwarze Wolken mit glutrotem Rande bedeckten die untergehende Sonne; die ganze Gegend war sehr düster und in trüben, blauroten Dunst gehüllt. Rosa kniete nieder und betete.

„Liebster Gott," sagte sie unter anderem, „du sprichst ja selbst: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du wirst mich preisen. Ach, erfülle an mir dieses dein Wort."

Und sieh', indem sie noch betete, brach die Sonne noch einmal aus den Wolken und ihre Strahlen vergoldeten eine Rauchsäule, die in weiter Entfernung aus dem waldign Grunde emporstieg.

„O, Gott!" rief Rosa freudig, „dir sei Lob und Dank! Du hast dein Wort an mir erfüllt! Du hast mich gerettet! — Dort brennt der gute Burkhard Kohlen; denn sonst ist ja der ganze Wald unbewohnt."

Sie raffte ihre letzten Kräfte zusammen und eilte dahin, wo sie den Rauch aufsteigen sah.

Es war so wie Rosa dachte. Burkhard hatte dort seine Kohlenstätte aufgeschlagen und ringsumher den Wald schon ziemlich gelichtet. Er saß auf einem umgehauenen Baumstamme bei dem brennenden Kohlenhaufen. Axt und Schürhaken lagen neben ihm im Grase. Er sah dem Untergange der Sonne zu und sang mit seiner kräftigen Baßstimme sein Abendlied so laut, daß es ringsumher im Walde wiederhallte. Rosa vernahm seine Stimme mit Freuden und eilte noch mehr.

Als der gute Burkhard das Mädchen in der Ferne erblickte, wunderte er sich, wie in aller Welt ein so zartes Fräulein hierher in den wilden Wald komme. Sobald er sie aber erkannte, erstaunte er noch mehr, sprang auf, grüßte sie mit lautem Zurufe und eilte ihr entgegen. Er drückte und schüttelte ihr nach altdeutscher Art kräftig die Hand und bat dann erschrocken und höflich um Vergebung, daß er ihr zartes, weißes Händchen schwarz und rußig gemacht habe. Er bezeigte ihr sein Erstaunen, sie hier zu sehen.

„Gott im Himmel!" sagte er, „ ihr seid es, Fräulein, ihr? Wie kommt ihr hierher, so allein, so spät am Abend? Gewiß habt ihr euch verirrt. — Ihr kommt eben recht. Ich halte heute abends hier offene Tafel vor allen Tannen und Fichten, Eichen und Buchen und die Mahlzeit ist eben aufgetragen. Kommt und setzt euch zu mir auf mein neues hölzernes Kanapee, ruht aus und labt euch ein wenig; denn ihr müßt heute noch nach Hause. Euer Vater könnte sonst vor Kummer die ganze Nacht kein Auge zutun!"

„Ach mein Vater !" fing Rosa an und konnte vor Schluchzen kaum mehr ein Wort hervorbringen. „Wißt ihr denn die schreckliche Geschichte noch nicht?"

„Euer Vater, der gestrenge Ritter!" rief der Kohlenbrenner erschrocken. „O, liebstes Fräulein Rös-

chen, redet doch, um Gottes willen redet! Sagt, was es gibt! Was ist ihm geschehen?"

„Ach, Gott!" sprach Rosa, „Kunerich hat ihn die vergangene Nacht gefangen und in Ketten und Banden mit sich fortgeführt nach Fichtenburg."

„Der!" rief der Kohlenbrenner und griff nach seinem Schürhaken, „d e n soll doch — — ich will nicht fluchen! Erzählt wie das zuging! Ich begreife noch nicht, wie es möglich war. Ich verließ euern Vater ja erst gestern abend und alles war in Ruhe und Frieden. Wie konnte Kunerich eine solche unersteigliche Burg in einer Nacht erobern?"

Rosa setzte sich neben den Mann auf den Baumstamm und fing an zu erzählen. Der ehrliche Burkhard merkte aber bald, daß sie vor Hunger und Ermüdung kaum mehr reden konnte. Er gab ihr mit herzlichem Wohlwollen das Butterbrot, das für ihn bestimmt war.

Sie aß und trank dazu von Zeit zu Zeit von dem klaren Quellwasser im Kruge. Der brennede Kohlenhaufen leuchtete zu der kleinen Mahlzeit. Indessen versicherte Rosa, in ihrem Leben habe ihr Speise und Trank nicht so gut geschmeckt.

„Ja,ja," sprach der Köhler, „der Hunger ist ein kostbares Gewürz, desgleichen man in den Gewürzschachteln der Reichen nicht findet, das aber wir Armen umsonst haben."

Nachdem sich Rosa erquickt hatte , erzählte sie ausführlich, wie es ihrem Vater ergangen sei. Burkhard hörte mit offenem Munde zu, schmähte dazwischen über den grausamen Kunerich, und fuhr mit der Hand öfter über die Augen, eine Träne zu verbergen. Als er aber vernahm, daß Ritter Edelbert das Fräulein an ihn gewiesen habe, konnte er, von diesem Zutrauen gerührt, die Tränen nicht mehr zurückhalten.

„Liebstes Fräulein!" sagte er, „einen so guten Herrn kann der liebe Gott nicht untergehen lassen. Er hilft ihm gewiß wieder heraus aus der Wolfsgrube — der verwünschten Fichtenburg. Laßt ihn nur walten, so wird's recht werden. Was aber euch betrifft, liebstes Fräulein — seht ihr hier den brennenden Kohlenhaufen? — ihr dürftet nur ein Wort sagen, so spränge ich hinein. Für euch und eueren Vater geh' ich durchs Feuer. — Doch vor allem braucht ihr nun Ruhe. Zu meiner Wohnung ist's für euch jetzt zu weit. Ich habe aber da ein Hüttlein, wie es die Köhler zu bauen pflegen, und darin ist gerade Raum für eine Person. Seht ihr es dort im roten Scheine des Kohlenhaufens unter den drei Buchen stehen?"

Das Hüttchen bestand aus einigen schief gegeneinander in die Erde geschlagenen Pfählen, die mit jungen Tannenästen durchflochten und mit dichtem Rasen belegt waren.

„Die vier Wände," sagte Burkhard lächelnd, „sind zwar vergessen; das Hüttlein ist lauter Dach, aber so dicht und fest, daß kein Regentropfen durchdringt. Das Bett darin ist von dem schönsten trokkenen Moose. Ein hübscher Teppich von Bast, den ich selbst flocht, ist zugleich Bettvorhang und Haustür. Ich versichere euch aber, wenn man, wie ihr, ein gutes Gewissen hat und müde ist, so schläft es sich darin so gut als auf Flaumfedern.

Er führte das Fräulein in die Hütte und setzte sich dann, nicht weit von seinem Kohlenhaufen, unter ein Paar dickästige Tannen, wo er einen bequemen Rasensitz angebracht hatte. Er sann die ganze Nacht über die Erzählung des Fräuleins nach. Was ihn am meisten schmerzte, war der Gedanke, daß die Hilfe, die Edelbert ihm gegen Kunerich geleistet hatte, wenigstens zum Teil Ursache an der Gefangennehmung sei. Er kratzte sich hundertmal hinter den Ohren und schob seine rußige Mütze hundertmal hin und her; zuletzt aber nahm er sie gar ab, faßte sie zwischen die gefalteten Hände und betete inbrünstig , Gott wolle den edlen Ritter retten und das gute Fräulein einstweilen trösten. Er dachte an keinen Schlaf. Rosa aber war sogleich eingeschlafen und schlief ruhig bis an den lichten Morgen.

Fortsetzung folgt.

Herr, wie deine Mutter möcht' ich sein —

so liebevoll und demutrein —
Herr, woll'st mich zu den Deinen zählen
Und also auch mich auserwählen.
Wie deine Mutter laß mich gehen
Durch dieses Lebens Erdenwehen —
So still und zielbewußt und gut
Herr, gib mir ihren Leidensmut!
Wie deine Mutter laß mich lieben
Nur dich, o Jesus, Engelsbrot!
Du unsere große heilige Sehnsucht —
Erlösung du aus letzter Not!

(E. Dülker)

FATIMA STUDENT BURSE

So mancher Mensch denkt jetzt im Herbste nach, wie er seinem Gott wohl für das neugeerntete Brot danken könne. Man möchte etwas für Gott tun. Was könnte man wohl Schöneres opfern, als zu helfen, dem Herrn Priester zu erziehen? Es schrieb uns ein treu katholischer Mann: „Warum soll ich die vielen katholischen Missionswerke in Jerusalem, in Afrika und in Asien unterstützen, wenn niemand die von unseren deutschen Oblatenpatres geleiteten Missionsarbeiten unterstützt? Ich helfe gern überall. Meine erste Hife soll jedoch unseren Patres gegeben werden. Es heißt doch: Die Nächstenliebe beginnt zu Haus. Ist das so richtig, Pater?" Das ist sehr richtig. Man soll überall helfen. Die allererste Hilfe soll jedoch dort gegeben werden, wo man zu Hause ist.

Unsere Fatima Student Burse ist das Missionswerk der deuschsprechenden Katholiken Kanadas. Wir wollen auch zeigen können, daß nicht nur die Franzosen, die, Irländer, die Polen usw. Kanadas etwas Großes für die Kirche Gottes unternehmen. Auch unser Name soll ganz deutlich auf der Liste sein.

Unterstütze die Fatime Student Burse. Maria von Fatima wird es Dir segnen.

Bitte, sendet euere Gaben an:

The Marian Press

Box 249, Battleford, Sask.


Ware's
LIMITED

